Friedrich Kübler

Sagen Geschichten Brauchtum

aus dem nördlichen Schwarzwald

Friedrich Kübler

SAGEN – GESCHICHTEN – BRAUCHTUM

aus dem nördlichen Schwarzwald

Friedrich Kübler

Sagen Geschichten Brauchtum

aus dem
nördlichen Schwarzwald

Illustrationen von Professor W. Huppert

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Friedrich Kübler

LAND UND LEUTE

Über die Geschichte des Nördlichen Schwarzwaldes

Herausgeber:
Buchversand Brunhilde Kübler, Bad Herrenalb-Zieflensberg
3. Auflage 1987
Druck: Buchdruckerei Heinrich Ecker, Bad Herrenalb
Umschlagentwurf und Illustrationen:
Professor W. Huppert, Bad Herrenalb
Digitalscann: Studio Gordon Keltern

INHALT

9 CHRONIK DER BURG ALT-EBERSTEIN
11 DIE BELAGERUNG VON ALT-EBERSTEIN
13 DER GRAFENSPRUNG
14 DIE KLINGELEKAPELLE
16 HOCHZEIT AUF SCHLOSS EBERSTEIN
17 DIE ZWERGE IM GERNSBERG
18 GRÜNDUNG DES KLOSTERS HERRENALB
23 DIE SAGE VON DER FALKENBURG
25 WIE DAS GAISTAL ZU SEINEM NAMEN KAM
27 DER SELTSAME RITT
29 ERINNERUNG AN DIE JUGENDZEIT
30 MEIN HUT TRIFFSCH NET
31 VOM WIESENWÄSSERN
32 DÖBEL
33 DIE SAGE VOM HOLLÄNDER-MICHEL
37 DER KÖHLER-NOCHER'S FRIEDER
44 DIE SAGE VON DER TEUFELSMÜHLE
46 DIE DRACHENFLIEGER
47 SAGE, GESCHICHTE, WIRKLICHKEIT?
49 DIE UNDINEN VOM GROSSEN LOCH
50 DAS ROCKERTWEIBLE
51 WIE DER TEUFEL ZUM ZWEITENMAL GEPRELLT WURDE
52 NOCH EINE TEUFELSGESCHICHTE
52 FORDERE DEN TEUFEL NICHT HERAUS
54 SAGE UM DIE ENTSTEHUNG DER ALB
54 DER EWIGE JÄGER
55 DIE KLEMMER

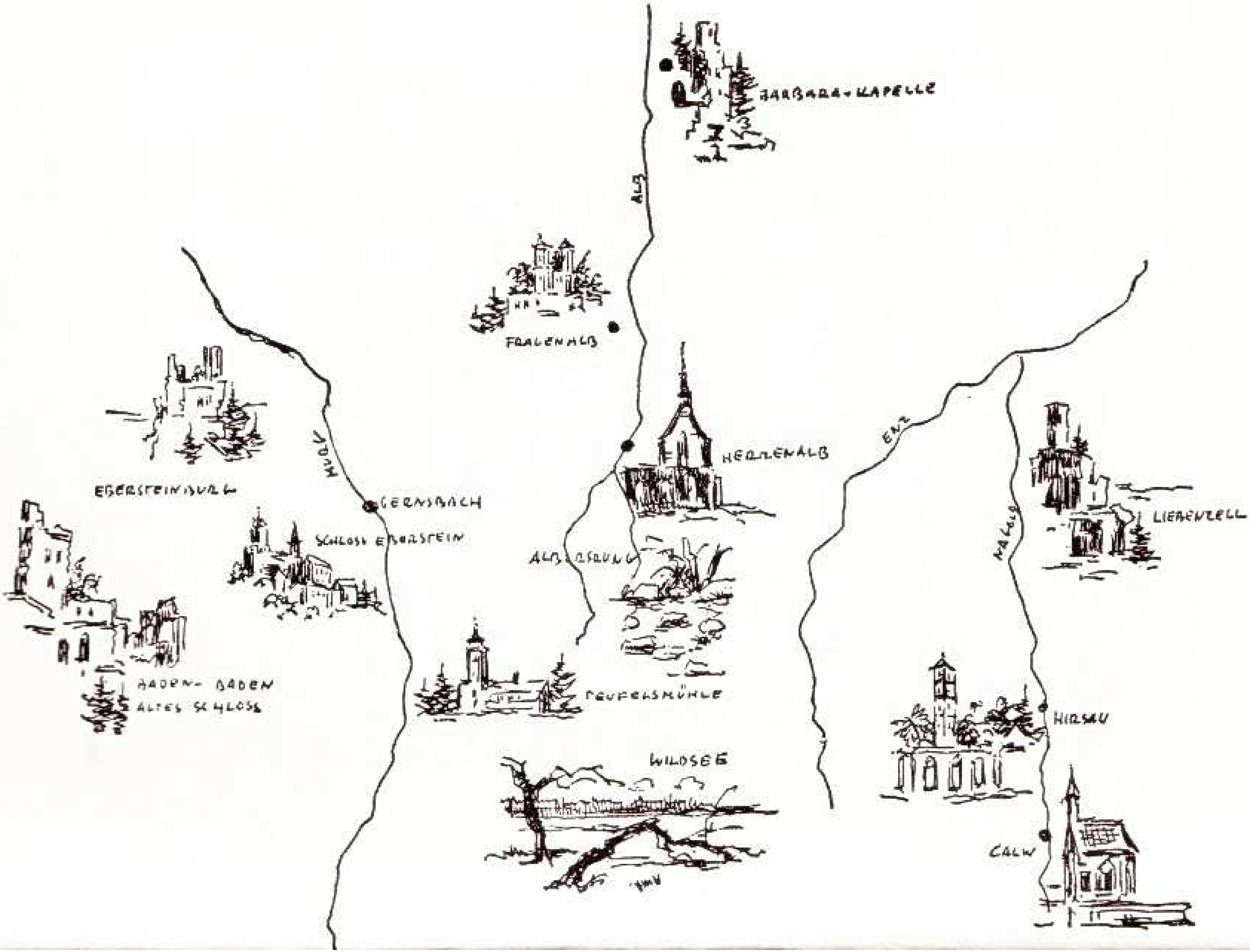
56 DER BART'S RUDOLF
58 ALBTAL – SAGEN UND GESCHICHTEN
59 HEXEN UND BÖSE GEISTER
60 DIE SINGERHEXE
60 DAS SCHATZWÄLDLE
61 WIE SPESSART ZU SEINEM NAMEN KAM
61 WIE SCHÖLLBRONN ZU SEINEM NAMEN KAM
62 MARXZELL
63 DAS BENEDIKTINER-NONNENKLOSTER FRAUENALB
65 DIE HINRICHTUNG DER ETTLINGER RATSHERREN
67 DER HOFNARR SELDTENECK
67 SAGE VON DER ST. BARBARA-KIRCHE
70 DIE SAGE VOM WILDSEE
73 DER REICHSTE FÜRST
74 SAGE VON DER WOLFSSCHLUCHT
75 SAGE VOM ALTEN SCHLOSS
77 BURKHART KELLER VON YBURG
79 SAGE VON DER GRÜNDUNG DES KLOSTERS HIRSAU
81 DER RIESE IM NAGOLDTAL
83 GRAF DIEBOLD VON CALW
88 ÄLLES LOT SE HEBA, BLOSS DE HIRSCH IN NAGOLD IT
89 BRAUCHTUM IM SCHWARZWALD
90 VOM PELZMÄRTE
92 DAS HISGIIRLAUFEN
92 DAS PFINGSTDRECKSPIEL
93 DAS MAIENSETZEN
95 RUPELZ UND DER KLAUSENPICKER
96 ES WAR EINMAL

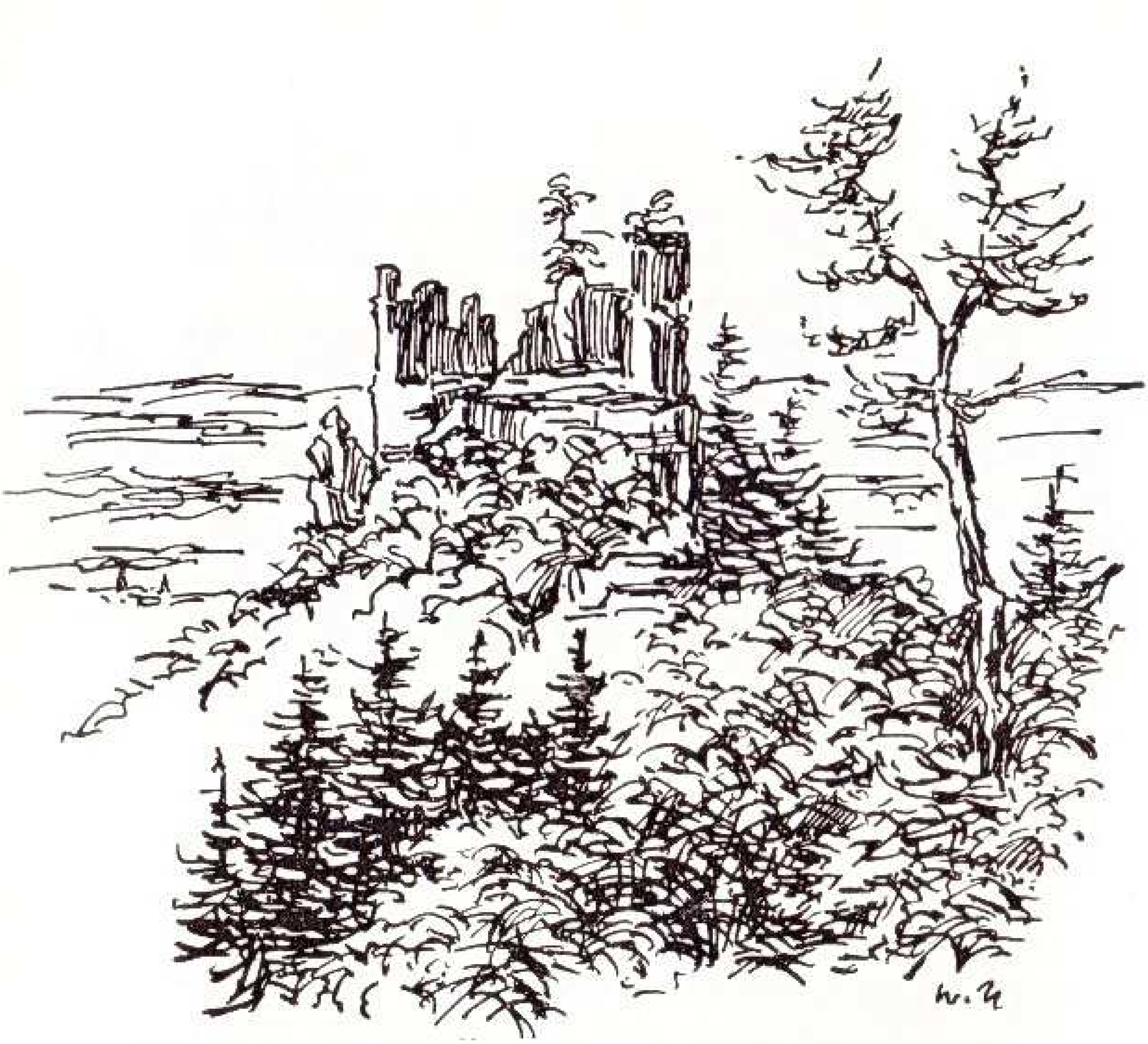
VORWORT

Was Friedrich Kübler mit seinem Geschichtsbändchen „Land und Leute“ über die Geschichte des Nordschwarzwaldes begonnen hat, führt er nun in dieser Sammlung der wichtigsten Sagen und Legenden konsequent weiter. Beides gehört zusammen: Historische Quellenforschung und das Wissen um die meist von Mund zu Mund weitergereichten uralten Fabeln eines Landes. Die Sagen von Teufelsmühle und Falkenburg, der legendäre Grafensprung und die Belagerung von Alt-Eberstein werden neben vielen herzerfrischend-lustigen und auch nachdenklich stimmenden Geschichten wieder lebendig. Es gehört schon viel Liebe und Akribie dazu, die oft verschütteten Texte wieder zu finden und für den materialistischen Zeitgenossen lesbar aufzubereiten. Dabei hat der Autor oftmals Legende und Wirklichkeit gegenübergestellt und läßt beide Aussagen für sich selbst sprechen. Die Freunde Bad Herrenalbs und des gesamten Nordschwarzwaldes werden diese geschichtlich-literarische Bereicherung dankbar begrüßen. Ist es doch die positive Aussage auf die Warnung, daß „ein Volk keine Zukunft mehr hat, wenn es seine Vergangenheit nicht kennt!“

GERHARD HEPP

Bad Herrenalb, im Frühjahr 1977


BARBARA-KAPELLE
ALB
FRAUENALB
HERRENALB
ENZ
LIEBENZELL
MUHL
GERNSBACH
SCHLOSS EBERSTEIN
EBERSTEINBURG
ALB
TEUFELSMÜHLE
BADEN- BADEN
ALTES SCHLOSS
WILDSEE
HIRSAU
CALW



Ebersteinburg bei Baden-Baden

CHRONIK DER BURG „ALT EBERSTEIN"

213 n. Chr. Kaiser Marcus Aurelius Caracalla baut Bäder, Castell am Battert und Baden-Baden aus und gibt ihr seinen Namen: Aquae Aureliae.
Der Gau heißt: „Civitas Aureliae Aquensis."

260 Sieg der Alemannen über die Römer.

496 Sieg der Franken über die Alemannen.
Clodwig der Frankenherrscher will, daß das Alemannenreich, das bis zu den Alpen reicht, im Frankenreich aufgeht. Theoderich, der Ostgotenkönig und Beherrscher Italiens setzt durch, daß zu seiner Sicherheit das Südreich der Alemannen mit der Trennlinie Oos-Murg bleibt.

Eine Münze des Ostgotenkönigs Totila mit Prägung 542 im Landesmuseum in Karlsruhe aufbewahrt, beweist die Beziehungen zu Italien.
Murg und Oos werden zur Trennlinie zwischen dem Alemannischen Ortenau-Gau und dem Fränkischen Ufgau. Diese Linie wird zur Sprachs-, Sagenwelt- und Brauchtumsgrenze.

Die größte beherrschende Burg der Alemannenfürsten und später der Franken ist die alte Ebersteinburg.

Urkundlich belegt:

940 Fränkischer Ufgaugraf.

1041 Kaiser Heinrich III. gibt an Gebhard I., dann an Adelbert II. vom Ufgau.

Dann folgen die Geschlechter der Ebersteiner:

1035 – 80 Berthold I.

1085 Eberhard, in Schenkungsurkunde an Kloster Reichenbach erwähnt.

1085 – 1137 Berthold II., dann
Berthold III., der als Stifter des Klosters Frauenalb und Herrenalb noch erwähnt wird.

1137 Bau des Schlosses Neu-Eberstein.

Ball in Speyer

DIE BELAGERUNG VON ALT-EBERSTEIN

Die Grafen von Eberstein lagen einst mit Kaiser Otto I. in Fehde. Dreieinhalb Jahre widerstand die Burg allen Versuchen, sie zu stürmen. Da schrieb der Kaiser ein großes Turnier zu Speyer in der Pfalz aus. Jedermann war dazu eingeladen „so er von adeligem Blut und untadeligem ritterlichem Mute war". Lag einer in Fehde, sollte ihm für die Zeit der Hin- und Rückreise freies Geleite zugesichert sein. Während der Dauer des Turniers wurden den Teilnehmern frohe Tage und allerlei Kurzweil versprochen. Das behagte den drei Brüdern auf Eberstein, liebten sie doch Tanz und Spiel. Nachdem die Belagerer von der Burg Eberstein abgerückt waren, zogen die Grafen mit glänzendem Gefolge gen Speyer. Von den drei Brüdern war Kunrad der schönste und stattlichste Ritter weit und breit. Das fand auch Edeltraut, des Kaisers liebliche Tochter, die vom Söller im Kreise ihrer Frauen auf die Einreitenden niederblickte. Minniglich kredenzte sie den Ebersteinern den Willkommenstrunk, und errötend reichte sie Kunrad nach dem Lanzenstechen den Preis. Als der Ritter des Abends mit ihr den Reigen drehte, flüsterte sie ihm zu: „Liebt ihr Euere Burg, Ritter, dann reitet schleunigst heim, Gefahr droht!"

Die Ebersteiner reiten heim von Speyer

Statt ihre Herberge aufzusuchen, eilten die drei Brüder heim und schlüpften durch eine geheime Pforte ungefährdet und ungesehen in ihre Burg.

Nicht lange, da erschienen die wortbrüchigen Kaiserlichen vor den Mauern und wurden zu ihrem großen Erstaunen mit Gebühr empfangen. Der Kaiser mußte sich bequemen, mit den Ebersteinern zu verhandeln. Seine Boten wurden freundlich in der Burg aufgenommen, in den vollen Weinkeller, zum Kornhaus und zu den Vorratskammern geführt. Überall fanden sie Vorräte auf Jahre hinaus. So mußte schließlich der Kaiser die Zwecklosigkeit einer längeren Belagerung einsehen. Als die letzten Reisigen abgezogen waren, hob der Kellermeister lachend die doppelten Böden von den fast leeren Weinfässern und kichernd räumten die Mägde die Spreu unter den geringen Fruchtvorräten fort. Die List war geglückt.

Bald danach holte sich der wackere Graf Kunrad des Kaisers Töchterlein als Gemahlin auf die Burg. Mit den nunmehr wohlgefüllten Fässern und Krügen und bei üppigem Mahl feierte man die Hochzeit und die Versöhnung zwischen dem Kaiser und den Ebersteinern.

DER GRAFENSPRUNG
Die Sage (nach Straub)

Ein Graf zu Neueberstein bestritt einst gegen zwei Ritter, daß es einen Gott gebe. Um den Streit zu entscheiden, beschlossen sie, den steilen Berghang vom Schlosse zur Murg dreimal miteinander hinab und hinauf zu reiten. Wer dies glücklich vollbringt, der habe den wahren Glauben.

Zweimal ritten sie hinunter und hinauf. Aber beim dritten Hinabreiten stürzte des Grafen Pferd in die Tiefe und wurde mit dem Reiter zerschmettert. Die beiden Ritter dagegen gelangten glücklich ins Tal und wieder aufs Schloß. Von dieser Begebenheit heißt der Abhang Grafenries oder Grafensprung und ein Felsen daneben, von dem aus der Teufel dem Ritt zugesehen, Teufelskanzel. Dort wo der Graf geritten, wächst kein Gras, und in heiligen Nächten muß er dort in feuriger Gestalt umgehen.

Das Gedicht (von A. Kopisch)

Die Württemberger schlossen ihn ein:
Was tat Wolf Eberstein?
Er ritt von der Burg
hinab in die Murg
zum steilsten Rand
der Felsenwand.
Da war die Welt von Feinden rein,
da sprengt er in die Murg hinein:
Erhalte Gott dich, Eberstein!

So kecke Flucht bringt keine Schmach,
die Feinde selber jauchzen nach.
Er kam herab ohn' Ungemach,
fort ritt er dann,
frei war der Mann.
Seh einer, ob er's auch so kann!

Die historische Wahrheit

Wolf von Eberstein 1325 – 95, bekannt durch seine Fehdelust, Hauptmann im Schleglerbund und bei anderen Fehden. Um sich vor der Rache der Württemberger – Überfall im Wildbad – zu schützen, wird Gernsbach zur Festung der Schlegler. Ein Vergleich, auf Betreiben des Kaisers, rettet Gernsbach. Anstatt sich um seine Angelegenheiten zu kümmern, schließt er sich für 1000 fl. jährlich als Hauptmann der Söldnertruppe des Bistums Speyer an. Durch Schuldenmachen geht er seines Postens verlustig. Durch Fürsprache seiner markgräflichen Verwandten wird er Amtmann von Gernsbach. Wegen totaler Verschuldung amtsenthoben. Stirbt 1395 im Armenhaus in Muggensturm.

DIE KLINGELEKAPELLE

Unterhalb Schloß Eberstein an der Murg steht heute noch die „Klingelekapelle". Vor langer, langer Zeit stand an dieser Stelle eine mächtige, uralte Eiche, unter deren Laubdach eine alte heidnische Priesterin ihre Behausung hatte. Als das Christentum auch in dieses Gebiet vordrang, war die Priesterin über Nacht verschwunden und ein frommer Klausner bezog ihre Behausung. Neben der Eiche errichtete er ein Kreuz, wo er täglich seine Andacht hielt.

Einmal durch eine wehklagende Stimme aus dem Schlaf geschreckt, entdeckte der Einsiedler eine sehr hübsche Frau vor seiner Hütte, die ihn anlächelte und bat, die Nacht bei ihm verbringen zu dürfen. Von Liebe zu der Schönen erfaßt, ließ er sie zögernd eintreten. Als sie das Kreuz sah, erschrak sie und befahl dem Mann, es zu entfernen. Schon wollte er dem Wunsch nachkommen, als zu seiner Überraschung aus dem Eichenbaum der Silberton eines Glöckchens erklang. Sofort war die verführerische Gestalt verschwunden. Der Eremit aber dankte Gott, daß die Versuchung von ihm genommen war. Im Geäst fand er das Glöckchen. Er baute aus Dankbarkeit an der Stelle eine Kapelle, die er „Klingelekapelle" nannte.

Grafensprung von Schloß Eberstein

HOCHZEIT AUF SCHLOSS EBERSTEIN

Die Chronik berichtet von den Eberstelnern, daß sie kinderreich, fehdebegeistert und sehr trinkfreudig gewesen seien. Die Fehdebegeisterung hatte sicherlich zur Folge, daß der Kindersegen (10 — 19 wird berichtet) schnell dezimiert wurde, sodaß das Geschlecht 1660 mit dem Grafen Casimir in der Mannslinie ausstarb und der Restbesitz damit an die Markgrafen von Baden fiel.

Die Trinkfreudigkeit und andere Umstände hatten zur Folge, daß bereits Heinrich I. im Jahre 1270 Alt-Eberstein an Baden verkaufen mußte.

1298 verkauft Heinrich II. Loffenau mit allen Rechten an Herrenalb. Abtretung des Lachs- und Fischzehnten sowie Waldungen im Murgtal an Frauenalb.

1325 — 95 weiterer Verfall unter dem bereits erwähnten Wolf von Eberstein.

Bernhard II. verkauft an Herrenalb den Wildbann im Gebiet Dobel - Gompelscheuer - Dreifürstenstein (bei Schönmünzach). Er stirbt 1502 in Stuttgart an der Pest.

Als Graf Froben von Zimmern mit Kunigunde von Eberstein im Rittersaal von Schloß Eberstein Hochzeit feierte, hat sich der Chronik zur Folge folgendes zugetragen:

Kunigunde, klein, dafür aber außerordentlich dick, erhob sich stets von ihrem Sitz, um die richtige Ellenbogenfreiheit zu haben, wenn sie sich einen kräftigen Schluck aus ihrem Humpen zu Gemüte führen wollte. Der Domdekan zu Straßburg, der als Gast anwesend war, und von dem man wußte, daß er ein außerordentlich trinkfester Mann war, bot Kunigunde eine Wette an. Es ging darum, wer der trinkfestere sei. Nach einigen Runden rief der Domdekan lallend: Ich habe einen „Pörzel" (Rausch) und schied aus. Da erbot sich die übrige Tischgesellschaft die Wette gegen die Braut zu halten. Kunigunde trank tapfer weiter. Nach 19 Humpen lagen alle Männer unter dem Tisch. Kunigunde aber watschelte, den Humpen schwingend, gröhlend mit den Worten aus dem Saal: „Hol der Teufel die versoffenen Mannsleut!"

Schloß Eberstein bei Gernsbach

DIE ZWERGE IM GERNSBERG

Dereinst wohnten im Gernsberg bei Gernsbach Wichtelmänner, die oft in die Stadt kamen, die Leute neckten und ihnen aber auch zuweilen bei schwierigen Arbeiten behilflich waren. So kam es, daß eines Nachts ein Zwerg vor dem Stadttor erschien, den Wächter weckte und ihn bat, ihm doch behilflich zu sein, eine Hebamme zu finden. Alsbald konnte sich der Kleine mit einer hilfsbereiten Frau auf den Weg machen, hinauf den Berg, bis sie an einen Felsen kamen, der sich geräuschlos vor ihnen auftat. Durch einen langen, finsteren Gang gelangten sie in einen prächtigen, hellerleuchteten Saal, wo viele Wichtelmännchen in bunten Gewändern geschäftig umherliefen. Die Hebamme wurde in ein Schlafgemach geführt, wo eine junge Frau auf einem schneeweißen Bett in Wehen lag. Die Hebamme waltete ihrer Pflicht mit ganz besonderer Sorgfalt, hoffte sie doch auf einen besonders fürstlichen Lohn. Sie war sehr enttäuscht, als das Männlein ihr als Lohn nur einen Pfennig gab. Doch das Männlein versicherte ihr, daß solange sie diesen Pfennig aufbewahre, sie immer noch mindestens einen weiteren Pfennig im Beutel habe. Und so geschah es. Von Stund an hatte die Frau keine Geldsorgen mehr!

GESCHICHTE UND SAGE ÜBER DIE GRÜNDUNG UND STANDORTWAHL DES KLOSTERS HERRENALB

Auf Zuspruch des feurigen Kreuzpredigers Bernhard von Clairvaux geschah es, daß der deutsche König Konrad III. Im Jahre 1147 gemeinsam mit König Ludwig VII. von Frankreich an der Spitze einer Heeresmacht von mehreren Hunderttausenden auszog zum Kampf gegen die Ungläubigen auf dem Boden des Heiligen Landes. Die Geschichtsschreibung nennt diese Kriegsfahrt den zweiten Kreuzzug.

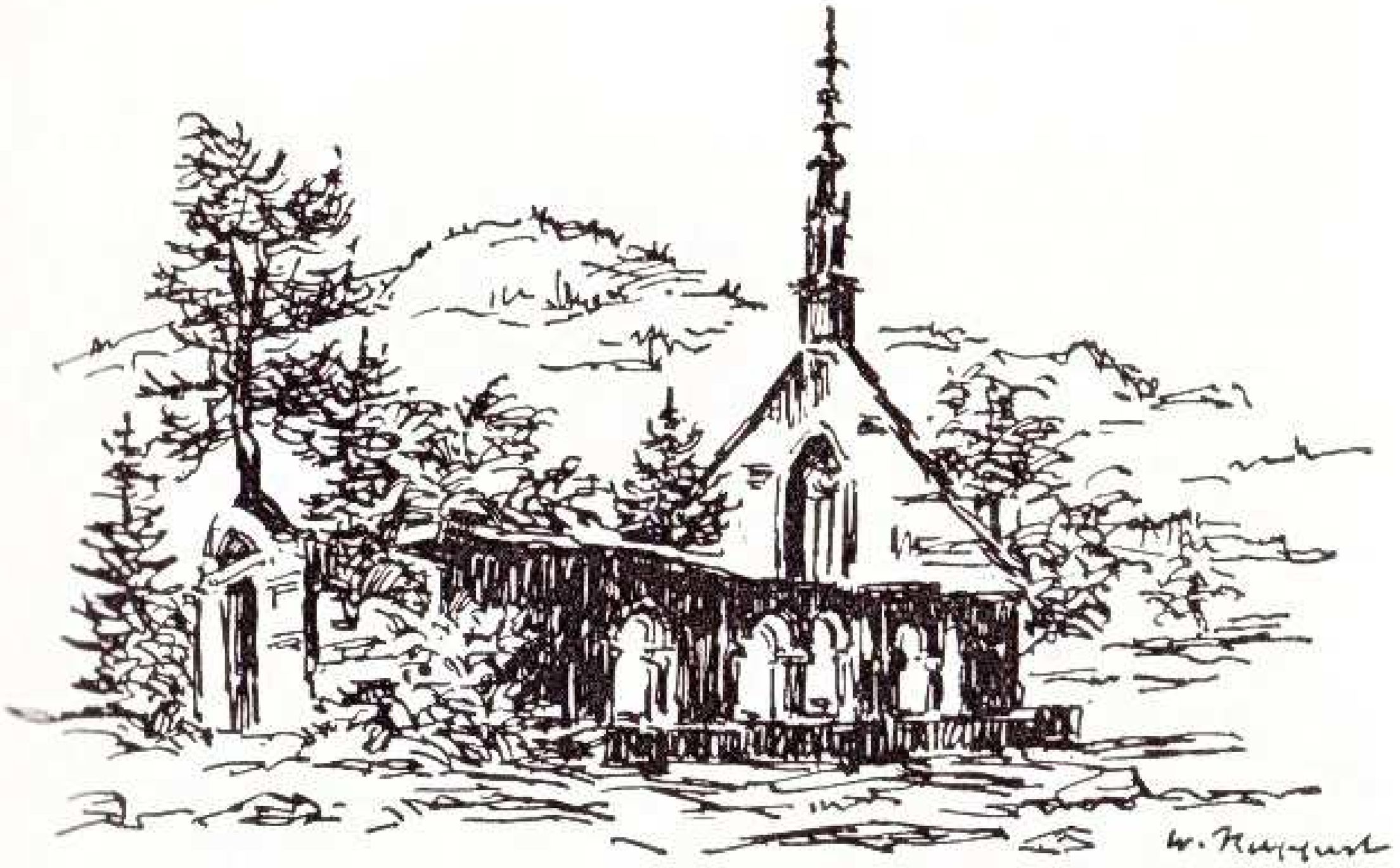
Unter den schwäbischen Rittern, die wohlbehalten wiederkamen, befand sich Markgraf Hermann III. von Baden, ferner ein Neffe des Königs Konrad, Herzog Friedrich, der als Kaiser Barbarossa beim dritten Kreuzzug 1190 im Flusse Salef sein Leben eingebüßt hat, und Graf Berthold III. von Eberstein. Letzterer gehörte zum Gefolge des Herzogs Friedrich.

Noch Im Jahre 1148 hat dieser Ebersteiner das Kloster Herrenalb gestiftet. Die Zeugen, von denen er die Stiftungsurkunde besiegeln ließ, waren der badische Markgraf Hermann, sein Waffengenosse beim Kreuzzug, Pfalzgraf Hugo von Tübingen, Graf Konrad von Calw, Eberhard von Strubenhart und die Herren von Ottersweier, Bühl, Mörsch und Malsch.

Außerdem nahm an dem feierlichen Akt der „geistliche Vater" der Niederlassung, der Abt von Neuburg im Elsaß teil. Bischof Günther hatte seine Zustimmung zu dem Klosterbau in seiner Diözese schriftlich gegeben.

Eine alte Chronik, die im 16. Jahrhundert verfaßte „Zimmersche Chronik", berichtet über die Stiftung folgendes:

Auf einer Jagd im Zabergäu, an der Herzog Friedrich von Schwaben, Graf Erchinger von Monheim und Albrecht von Zimmern teilnahmen, lief dem letzteren ein großer, schöner Hirsch, wie er nie zuvor einen gesehen, in den Weg. In der Absicht, ihn zu erlegen, setzte er ihm nach. Plötzlich war das Tier verschwunden. In demselben Augenblick trat ihm ein absonderlich gestalteter Mensch entgegen. Obwohl Herr Albrecht sonst ein unerschrockener Mann war,



Kloster Herrenalb

überkam ihn nicht geringe Angst beim Anblick dieses ungeheuerlichen Wesens. In der Annahme, den Teufel vor sich zu haben, bekreuzigte er sich. Aber der Unhold beruhigte ihn. Er brauche sich nicht zu fürchten, denn er sei von Gott dazu verordnet, ihm etwas zu offenbaren. Er möge mit ihm reiten, es solle ihm weder am Leib noch an der Seele Schädliches widerfahren.

Als Herr Albrecht hörte, daß der Mann von Gott redete, willigte er ein. Mit einem Male standen sie vor einem prächtigen Schloß. Sie traten ein und gelangten in einen großen Saal. Da saß ein Herr mit seinem Hofgesinde beim Essen. Alsbald erhob sich die Tischgesellschaft und verneigte sich gegen Albrecht von Zimmern. Dann setzten sich die Männer wieder, um wie es schien, weiter zu speisen. Herr Albrecht verwunderte sich, daß bei alledem kein Wort gesprochen wurde.

Nachdem er eine geraume Zeit, immer das Schwert in der Hand haltend, dagestanden war und alles wohl beobachtet hatte, sagte ihm sein Führer, er solle sich jetzt

gegen den Herrn und sein Hofgesinde verbeugen. Herr Albrecht folgte der Aufforderung. Die Tafelrunde erwiderte seinen Gruß. Auf demselben Weg, den sie gekommen, kehrten die beiden sodann wieder ins Freie zurück.

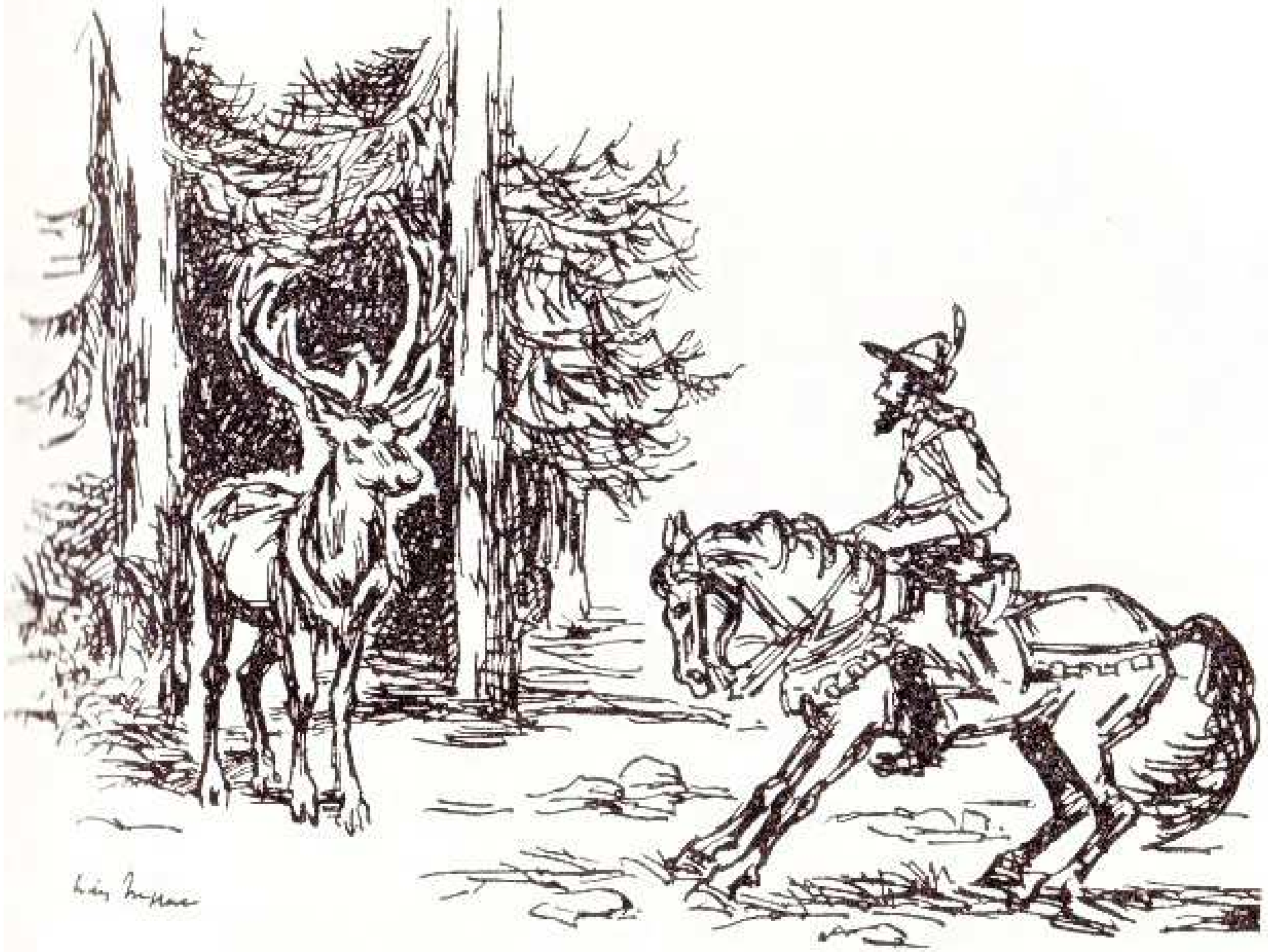
Als das unheimliche Schloß hinter ihnen lag, wandte sich Herr von Zimmern an seinen Begleiter mit der Frage, was denn dies alles zu bedeuten habe. Der gab ihm zur Antwort: „Der Herr, den du da gesehen hast, ist deines Vaters Bruder gewesen, Herr Friedrich von Zimmern, ein christlicher, frommer Herr, der viel wider die Ungläubigen gestritten hat, aber ich und die anderen, welche du gesehen, sind seine Diener und sein Anhang bei seinem Leben gewesen und leiden die allergrößte, unsägliche Pein, die mit Worten nicht mag ausgesprochen werden, um deswillen, daß wir ihm dabei geholfen haben, den armen Leuten mit Gewalt wegzunehmen, was er für die Kriegszüge gebraucht hat. Deshalb werden wir solange gequält, bis Gott sein Begnügen hat. Das habe ich dir zu wissen getan, daß du dich vor dieser und anderen Sünden hütest und dein Leben besserst."

Damit verließ ihn der Geist. Wie nun Herr Albrecht nach dem vermeintlichen Schloß zurückschaute, sah er es in eitel Feuer, stinkendem Schwefel und Pech aufgehen und hörte dabei das allerkläglichste Geschrei und Weinen. Darüber erschrak er so sehr, daß ihm Haupthaar und Bart weiß wurden. Seine Jagdgenossen erkannten ihn kaum wieder.

Zur Sühne der Schuld seines Oheims stiftete Albrecht von Zimmern alsdann ein Frauenkloster, Frauenzimmern.

Ein Graf Berthold von Eberstein aber, der auf Schloß Monheim den Bericht des Herrn von Zimmern über sein Erlebnis mit anhörte und den die Geschichte bewegte, wie wenn sie ihm selbst widerfahren wäre, baute gleicherweise ein Kloster für Frauen, Frauenalb (1138).

Einige Jahre später, während seiner abenteuerlichen Fahrt ins gelobte, heilige Land, im Gefolge des Herzogs Friedrich kam Graf Berthold durch den überraschenden Überfall einer Horde türkischer Reiter in arge Bedrängnis. Wie durch ein Wunder entkam er aber trotzdem lebend und



Graf Berthold begegnet dem Hirsch

unverletzt. Er tat ein Gelübde, daß er, sollte er gesund heimkehren, außer dem Frauenkloster, auch Gott zur Ehre, ein Männerkloster gründen werde.

Obwohl er im selben Jahr gesund und wohlbehalten in die Heimat zurückkehrte, hatte er sein Gelübde natürlich längst vergessen. Da erkrankte seine Gemahlin, Ute von Sinsheim, die er sehr liebte, schwer. An ihrem Krankenbett erneuerte er sein Gelübde.

Wenige Tage später, auf der Jagd im Kaltenbronner Forst, stand der Graf plötzlich einem kapitalen Hirsch gegenüber. Nie hatte er einen solchen gesehen. Nach stundenlanger Verfolgung, längst hatte Graf Berthold die Verbindung zu seinen Gefährten verloren, brach die Nacht herein und der Hirsch war verschwunden. Nach langem Umherirren im Bachgrund hatte der Graf die Orientierung völlig verloren. Verzweifelt irrte er am Bach entlang. Da sah er plötzlich

Verleihung der Stiftungsurkunde des Klosters Herrenalb

durch die Erlenbüsche hindurch ein Licht flackern. Er hielt darauf zu und entdeckte eine halbzerfallene Einsiedelei. Der Einsiedler nahm ihn auf und gab ihm eine karge Mahlzeit und ein warmes Lager an der Feuerstelle. Am Morgen brachte er den Grafen durch den unwegsamen Wald heim auf seine Burg.

Aus Dankbarkeit für die glückliche Rettung und eingedenk seines Versprechens stiftete Graf Berthold III. noch im selben Jahr (1148) in „Alb" an der Stelle seiner Rettung das Zisterzienser-Männerkloster Herrenalb. Ausgestattet mit allen „Rechten und Freiheiten und dotiert mit reichlich zugeordneten Gütern, wie solchen frommen, gottgeweihten Stätten von altersher zugegeben zu werden pflegt." So vermeldet die Stiftungsurkunde. An Gütern war dies „die ganze Umgebung in weitem Umkreis", so auch der Berg oberhalb dem Ursprung der Alb, im Osten bis zur Eyach. Im Westen wurde erst 1298 das Dorf Loffenau mit allen Rechten von Heinrich II. an das Kloster verkauft. Otto I., Enkel des Klostergründers, schenkte auf „Ewige Zeiten" den Wald südlich der Moosalb und den Lindenbrunnen an das Kloster.

Die Orte Dobel und Ottersweier sollten nach Aussterben der Mannslinie der Lehensherren auch an Herrenalb fallen. Die Lehensherren von Dobel, die Strubenharter, sind 1440 ausgestorben. 1442 erhielt dann Herrenalb den Ort mit „allen Menschen, Äckern, Wiesen, Vieh und Weiden" zugesprochen.

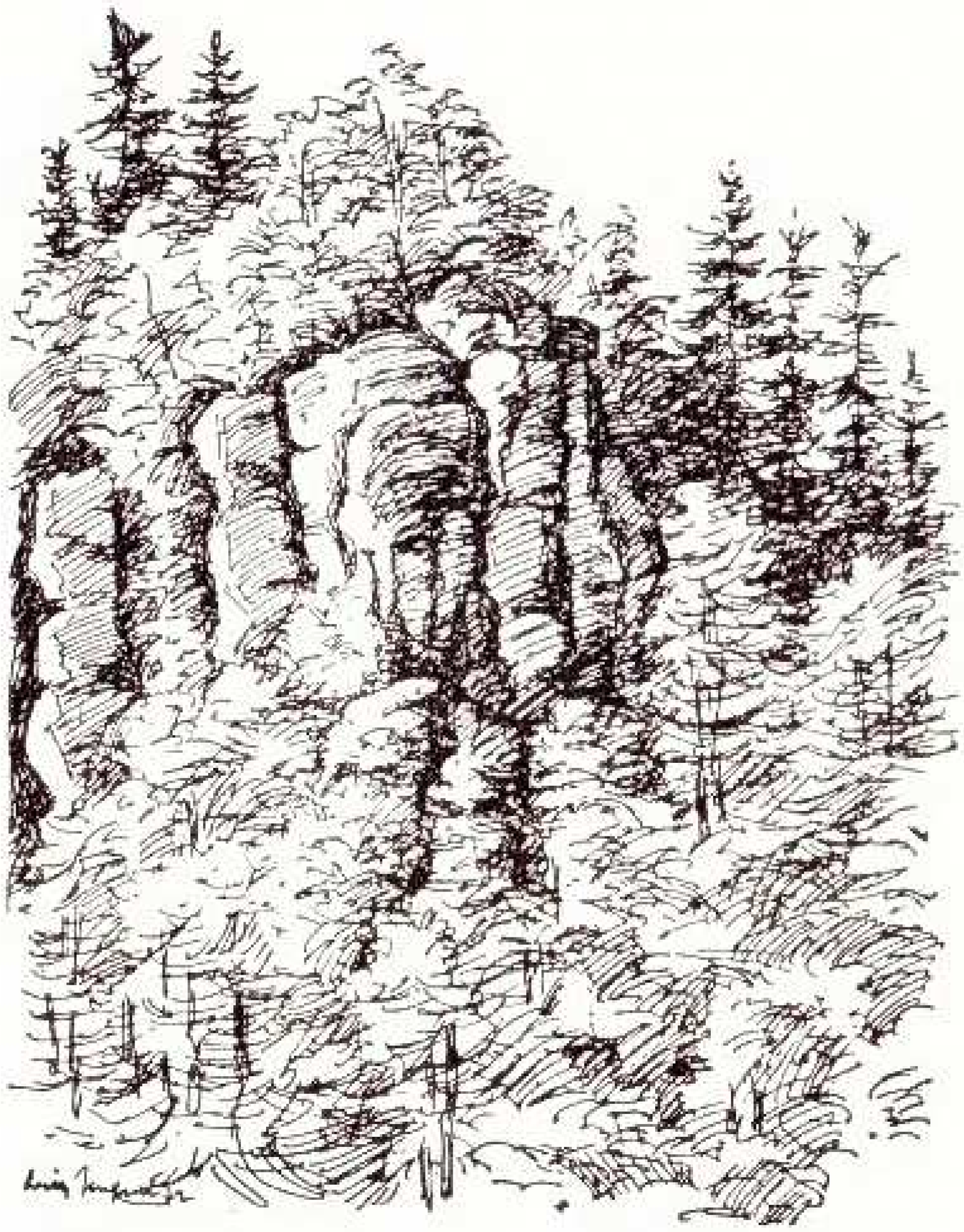
In der Gründungsurkunde wird als Anlaß für die Stiftung die Sorge des Grafen um sein, seiner Gattin und seiner Erben Seelenheil angegeben.

Die Urkunde ging verloren. Wurde aber vom Enkel des Stifters Otto I. von Eberstein im April 1270 erneuert. Otto I. starb im Jahre 1279 im Alter von 109 Jahren. Er wurde in Herrenalb beigesetzt.

DIE SAGE VON DER FALKENBURG BEI HERRENALB

Um das Jahr 300 nach Christi soll die Falkenburg, eine der ältesten Edelsitze im Albgau, gebaut worden sein. Auf dieser Burg wohnte ein stolzer Ritter. Leider wurde ihm, anstatt eines lange schon ersehnten Knaben, ein Mädchen geboren. Bald nach der Geburt starb die Mutter des Kindes. Aus Gram darüber zog der Ritter mit einem fremden Heer in ein fernes Land. Zuvor übergab er sein Töchterchen einer Taglöhnersfrau in Pflege. Nach ein paar Jahren zog diese mit dem Kind in eine andere Gegend. Es wuchs zu einem schönen Mädchen heran. Ein Bauernbursche verliebte sich in sie und sie gelobten sich ewige Treue. Bald sollte die Hochzeit stattfinden.

Zur selben Zeit aber kehrte der Ritter von seinen Kriegszügen auf seine Burg zurück. Er sandte Boten aus, sein Kind zu suchen. Sie fanden es auch und erzählten ihm vom Reichtum und Glück auf der Falkenburg. Sie vergaß ihre Liebe zu ihrem Burschen und kehrte auf die Burg zurück, wo sie bald danach einen reichen Vetter heiratete.



Falkensteinfelsen bei Bad Herrenalb

Dieser aber war lieblos und selten zu Haus und so merkte sie bald, daß Reichtum allein nicht glücklich macht. Bald dachte sie mit Sehnsucht an ihre Liebe und den Bauernburschen zurück. Sie forschte nach ihm und mußte erfahren, daß dieser, seit sie ihn treulos verlassen hatte, verschollen war. Geplagt von Gewissensbissen wurde sie schwermütig. Es wurde immer schlimmer mit ihr, bis sie sich eines Tages vom Falkenstein in den Tod stürzte. Ihr Vater aber floh vor der Einsamkeit und zog wieder hinaus in die weite Welt. Niemand kümmerte sich mehr um die Burg. Sie zerfiel und wurde dem Erdboden gleich.

WIE DAS GAISTAL ZU SEINEM NAMEN KAM

Vor vielen Jahrhunderten, als das Tal südlich von Herrenalb noch eine Einöde war, übersät von Felsen und Gestrüpp, daß es nicht einmal zur Weide taugte, stand am Eingang des Tales eine Mühle. Marie, die hübsche Tochter des Müllers, hatte sich in Franz, den Jäger vom Albtal verliebt. Gerne hätten die beiden geheiratet, aber der alte Müller war ein Geizkragen und verlangte von Franz das ganze Tal, die Einöde und den Wald bis zum Roßkopf.

Und so kam es, daß der Jäger wieder einmal oben bei den großen Felsen saß und über sein Unglück nachdachte. Zum hundertsten Mal überlegte er, wie er den Forderungen des Müllers nachkommen könnte, um endlich sein Glück zu machen.

Da raschelte es plötzlich hinter ihm im Laub, er fuhr herum und brachte blitzschnell seine Armbrust in Anschlag. Da trat aus dem Schatten der Tannen eine fürchterliche Gestalt hervor, in welcher der Jäger sofort den leibhaftigen Teufel erkannte. Ich kenne deinen Kummer, sagte der Teufel, und ich bin gekommen, um dir zu helfen. Heute noch soll dir das ganze Tal gehören und du sollst deine Marie bekommen. Du brauchst mir nur mit deinem Herzblut dieses Pergament hier unterschreiben.

Erschrocken fuhr der Jäger auf, ergriff den Sauspieß und ging auf den Teufel los. Fahr zur Hölle und laß mich in Ruhe. Niemals wirst du meine Seele bekommen, schrie er ihn an. Da lachte der Teufel nur höhnisch und sagte: „Ich will dir noch ein Hintertürchen offen lassen in dem Pakt, den wir beide schließen. Schau dir diese Einöd an, noch nie hab ich hier oben ein Vieh weiden sehen. Bringst du auch nur eine Geiß hier herauf, die ob der neuen Weide freudig meckert, so ist das Tal euer und trotzdem euere Seele frei.“ Da fiel dem Jäger etwas ein und er erklärte sich unter diesen Umständen bereit, den Pakt zu unterschreiben. Hohnlachend nahm der Teufel, der sich über den Seelenfang freute, die Urkunde und verschwand, eine stinkende Wolke hinter sich lassend, in einer Felsspalte.

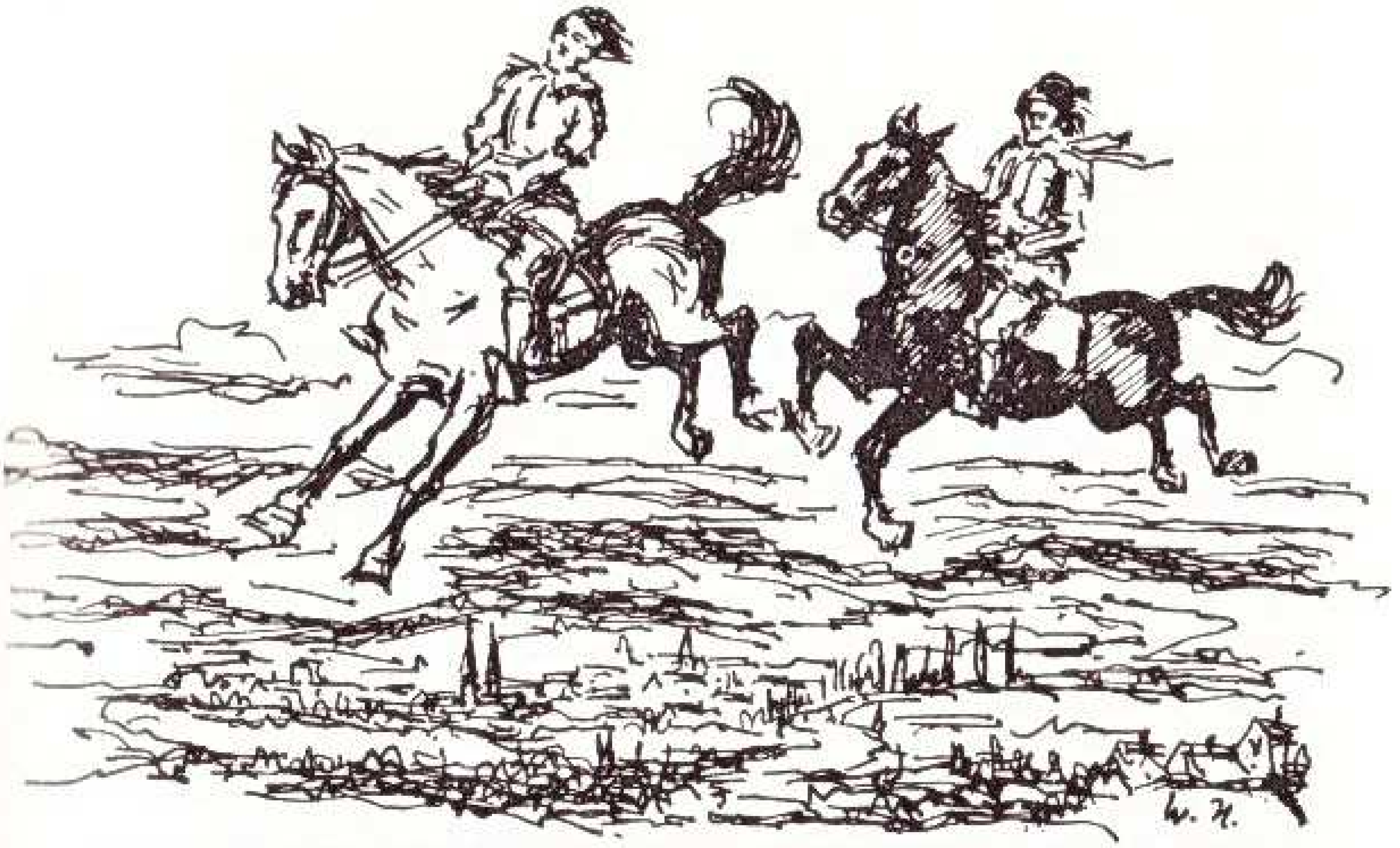
Am andern Tag, Franz hatte seinen Plan mit Marie abgesprochen, stieg er kurz vor Mitternacht hinauf in die Einöd. Hinter den großen Felsen wartete der Teufel schon auf ihn und man sah ihm an, daß er seiner Sache sicher war. Der schlaue Jäger aber zeigte mit der Hand nach unten und sagte: „Schaut hinter euch, was seht ihr dort?"

Da kam die mutige, hübsche Marie mit Rosalinde, ihrer Geiß, den Berg herauf. Als sie dicht vor dem Teufel stand, gab sie ihr einen derben Schlag mit der Rute. Die Geiß, diese Behandlung nicht gewohnt, zuckte zusammen und meckerte dreimal kräftig.

Erstaunt starrte der Teufel die meckernde Geiß an, erkennend, daß ein pfiffiger Schwarzwälder ihn wieder einmal geprellt hatte, stieß einen fürchterlichen Fluch aus, dessen Grollen man bis hinüber zur Teufelsmühle hören konnte und verschwand mit einem Donnerschlag.

Franz aber war wieder Herr über seine Seele, das Tal war sein, er heiratete seine Marie und belde waren glücklich bis an ihr Lebensende. Das Tal aber nannte er Geißtal, woraus dann später Gaistal wurde.

Der Fleiß und die Tatkraft der Gaistäler aber machte aus der Einöde von einst die blühende „Oase der Ruhe" für unsere Feriengäste.



Der seltsame Ritt

DER SELTSAME RITT

In der Aschenhütte, eine halbe Stunde Wegs oberhalb Bad Herrenalb, wenn man ein wenig ausholt, kommt man am ewigen Heuhaufen vorbei, wohnte einst eine alte, runzelige Frau, die noch ans „Modes Heer" (Wotans Heer) und an die Hexen, die in der Walburgisnacht auf dem Weithäusleplatz tanzten, glaubte und die sich davon auch keineswegs abbringen ließ.

Freilich gab es unter den Jungen Burschen viele Spötter, die die Alte immer hänselten. So bauten sie ihr während einer stürmischen, dunklen Nacht ihren Mistwagen auf dem Dachfirst auf und beluden ihn mit Mist. Ihren Geißbock schoben sie durch die Dachluke auf den Speicher, wo er dann die ganze Nacht herum stakste. Wenn die Burschen geglaubt hatten, die Alte halte den Geißbock für den Teufel, der auf dem Speicher herum tappe, dann hatten sie sich gründlich getäuscht.

Als aber einige Tage später zwei der jungen Burschen in mondheller Nacht an der Hütte der Alten vorbei kamen, gewahrten sie zwei junge Pferde, die sie dort noch nie gesehen hatten. Sie schlichen sich heran und schwangen sich auf ihren Rücken. Kaum waren sie aufgesessen, da erhoben sich die Pferde in die Luft und trugen die Burschen fort. Weit fort über Wald und Meer. Erst als nach langem, langem Ritt, weit zurück in der Heimat, auf dem Hof auf der Déllwies das Glöckchen läutete, strebten die Pferde der Erde zu. Zu ihrem Erstaunen waren die Burschen in einem ganz fremden Land und sie wurden von „Rothäuten mit prächtigem Federschmuck" stürmisch begrüßt und gefeiert. Für sie waren die Beiden die weißen Götter, auf deren Rückkehr sie seit vielen Generationen gewartet hatten und die zum Beweis ihrer außerirdischen Herkunft auf Tieren vom Himmel herab gekommen waren, wie solche in diesem Lande bisher nicht gesehen worden waren.

Viele Jahre und Generationen hindurch hat das Glöckchen auf der Déllwies zum Aufstehen, zur Vesper und zum Feierabend geläutet. Als der Hof der Entwicklung der Zeit weichen mußte und abgebrochen wurde, wurde das Glöckchen 1882 auf die Gaistäler Schule verlegt. Dort hat es über viele Generationen Geburt und Tod eingeläutet und mit seiner magischen Kraft die Gaistäler immer wieder zurückgezogen in ihre Heimat.

Als einzige wohl, sind „die beiden weißen Götter" nicht zurückgekehrt. So hatte die Alte in der Aschenhütte ihre Ruhe, bis sie in hohem Alter starb.

Während noch vor Jahren, wenn die Toten auf ihrem letzten Gang „den Buckel herab getragen wurden bis zur Gaistäler Schule", die ganze Zeit das Glöckchen geläutet wurde, ist es inzwischen völlig stumm. Der Zeitgeist hat gesiegt. Es bleibt zu hoffen, daß sich die Menschen besinnen und nicht gar der Schrotthändler eines Tages den Schlußstrich zieht und das Gaistäler Glöckle einer anderen Bestimmung zuführt.

ERINNERUNG AN DIE JUGENDZEIT „SCHÄPPELA"

Von der Plotzsägmühle aufwärts, dort wo der Säggraben von der Alb weg in den Sägweier abzweigt, liegen wieder zu beiden Seiten des lustig sprudelnden Baches saftige Wiesen. Wenn man den Bach hinauf wandert, entdeckt man, daß auf den feuchten Wiesen zur Linken die schönsten Butterblumen weit und breit wachsen. Rechts aber, wo die Wiesen steil ansteigen, Bartsrain genannt, wachsen Badengela, so schön wie eben nirgends auf der Welt. Was aber ist all diese Blumenpracht gegen das Geheimnis um die schönste Blume auf der Welt, unsere „Schäppela".

Oft schon in den letzten Jahren war ich dort, um nachzusehen, aber niemals mehr habe ich auch nur ein einziges Blümchen gefunden. Ich frage mich: Bin ich denn zu alt geworden und kann deshalb keine finden? Oder liegt es an der Welt, die sich so verändert hat?

Von der Vogelwiese herunter springt ein munteres Bächlein von Stein zu Stein und mündet in die Alb. Zwischen den beiden Bachläufen steigt eine Wiese nach Süden hin bis zum Waldrand ziemlich steil an. Seit ein paar Jahren sind Fichten angepflanzt. Als ich noch ein kleiner Junge war, war es eine schöne Bergwiese, die von mächtigen Tannen eingesäumt war. Ganz dicht am Waldrand, im Schatten der gewaltigen Äste war die einzige Stelle wo die von allen jungen Burschen so begehrten kleinen Blümchen, unsere Schäppela, wuchsen. Als Wäldlerbub war ich freilich schon früh in alle Geheimnisse der Natur, der Menschen und des Viehs eingeweiht. So war es ganz natürlich, daß ich, bevor ich so richtig in der Schule war, über das Problem der jungen Burschen Bescheid wußte. Denn jedes Frühjahr fanden sie sich auf der Plotzsägmühle ein, um nach dem Fundort der kleinen, weißen Blümchen zu forschen. Nur wenige aber hatten das Glück, sie zu finden, um diese ihrer holden Maid, als Zeichen ihrer großen unverbrüchlichen Liebe schenken zu können. Immer folgte

bald eine Hochzeit und das glückliche Paar schmückte das Brautbild mit Schäppela, die bis ans Lebensende zur Erinnerung aufbewahrt wurden.

Auch ich habe eines Tages meine Schäppela gebraucht. Als „Anrainer" hat es keine besonderen Schwierigkeiten gemacht.

Die alten Tannen sind nicht mehr, die Umwelt hat sich verändert. Aber es wachsen auch neue Bäume, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß es eines Tages auch wieder Schäppela gibt.

MEIN HUT TRIFFSCH NET!

Die Loffenauer haben den größten Gemeindewald von ganz Württemberg. Da war es unumgänglich, daß die zwei Waldschützen (Gemeindeförster) sich zuweilen mit dem Jagdhüter trafen, um ihre Pläne abzusprechen.

Wieder einmal saßen sie auf der Plotzsägmühle beisammen und die „Tagung" war bereits in den feuchtfröhlichen Teil übergegangen, als der Jagdhüter (Linges) zum dritten Mal schon behauptete, daß er der beste Schütze von allen sei! Da behauptete der Waldhüter (Karl) trocken: „Mein Hut triffsch net".

So kam es, wie ich es geahnt hatte zu einer Wette. Karl sagte: „Wenn du meinen Hut triffst, bezahle ich eine Flasche Wein, triffst du ihn nicht, müßt ihr Beide jeder eine Flasche bezahlen. Mit Handschlag wurde alles besiegelt.

Draußen, wo der Fahrweg in einer Furt die Alb durchquert, fand bald darauf das „Treffen" statt! Hoch warf Karl den Hut in die Luft, der Jagdhüter jagte grinsend eine Ladung „Schrot" hinterher, vom Himmel herab strebte sanft ein zerfetzter Hut der Erde zu. Schadenfroh triumphierte Heinrich, der dritte im Bunde: „Dein Hut ist hin und eine Flasche mußt du auch noch bezahlen!" Nein, sagte Karl behäbig, ich habe deinen Hut hochgeworfen, also ist „dein" Hut futsch und „du" mußt bezahlen! Das hat den Heinrich lange noch gewurmt.

VOM WIESENWÄSSERN

Kaum ist es zu glauben, aber schon von altersher und bis nach dem zweiten Weltkrieg wurden die Wiesen vorwiegend dadurch gedüngt, daß man sie bewässerte.

Ein Dallmeister (Talmeister) teilte das Wasser den Mühlen, der Flößerei und den Wiesenbesitzern zu. Über den Hilsgraben wurde das Wasser der Alb bis heute der Déllwies (Talwiese) zugeleitet. In der Hangende Miß (Hinteres Albtal) im Kospechtle (Kienspanbächle) und in der Klause hatten die Loffenauer viele Wiesen. Wie kostbar den Waldleuten das Wasser für ihre Wiesen war, spiegelt sich in den vielen Geschichten wieder, die erzählt werden. So mußte die Stadt Gernsbach viele Wiesengrundstücke in der Hangende Miß aufkaufen, um in den Besitz des Wasserrechts, das den Grundstücken zustand, zu kommen, um dort ihre Wasserstube in Betrieb nehmen zu können, die bis heute Teil der Gernsbacher Trinkwasserversorgung ist.

Während der Zeit der Wiesenbewässerung haben die Loffenauer den einstündigen Anmarsch zu ihren Wiesen im Axtloh nicht gescheut, um zu „ihrem Wasser" zu kommen. Die ganze Nacht haben sie dann im Gebüsch gelegen und aufgepaßt, daß keiner das „Wasser nahm". Kam ein Nachbar und regulierte den Zufluß zu seinen Gunsten, dann war man gleich zur Stelle. Sobald der andere auf dem Heimweg war, konnte man den Schaden wieder beheben.

Heute werden die Wiesen kaum noch bewirtschaftet. Um die Erhaltung der Erholungslandschaft zu sichern, müssen die Hänge bei beträchtlichem Kostenaufwand gemulcht werden.

Im „Kospechtle" (Kienspan) dürfte ein Kiefernwald gewesen sein, aus dessen Kienholz die Kienspäne geschnitzt wurden (60 cm lang, 2 cm breit, 2 mm stark), die als Beleuchtung dienten.

DOBEL

Es ist lange her und kaum einer kann sich erinnern, davon gehört zu haben. Es gab noch keine Straße, die sich in vielen Windungen am Hang entlang, vorbei am Habichtnest sachte hinauf wand, auf den Dobelberg und auf der anderen Seite wieder hinab zur Eyachbrücke. Die Eselspfade, auf denen damals der „häusliche Bedarf und auch Handelsgut" befördert wurde, führten noch durchs Dobeltal und im Zick-Zack an der Steilwand des Tobel, wie man allenthalben steile, bewaldete Schluchten nennt, hinauf auf die Höhe und auf der anderen Seite den Steilhang wieder hinab ins Eyachtal. (Im Kandelgebiet, am Zweribach gibt es einen Ferntobel, Russentobel und Türkentobel. Die Sage erzählt von Türken, die dort in die Schlucht getrieben wurden.)

In grauer Vorzeit siedelten auf der Höhe die Sueben, ein Stamm des alemannischen Großreiches, das bis zu den Alpen reichte. Sie nannten den Höhenort „Dobel" nach den beiden steilen, bewaldeten Schluchten auf deren Kamm die Siedlung lag. Hier verlief ab 496 die Grenze zum fränkischen Ufgau, und heute noch ist die damalige Gaugrenze in der verbliebenen Sprachgrenze erkennbar.

Als die Horden des Hunnenheeres unter Attila (um 440) in Verfolgung der zurückweichenden Germanen und der römischen Legionen den Schwarzwald erreichten, lagen die Alemannen am Tobel im Hinterhalt und bereiteten den Reitern in dem für sie ungünstigen Gelände eine Niederlage. Roß und Reiter stürzten in die Schlucht. Attila erkannte die Situation, umging die dunklen Wälder und Berge des Schwarzwaldes und stürmte, die Alemannen umgehend, durch die Burgunderpforte der Entscheidungsschlacht auf den Katalaunischen Feldern entgegen.

DIE SAGE VOM HOLLÄNDER-MICHEL

Als ich noch ein Schulbub war, da waren die Winter noch hart. Mannshoch lag der Schnee und wochenlang kam kein Mensch mehr durch, die Plotzsägmühle war eingeschneit. Da wurde ich dann ausquartiert und kam zu meiner Großmutter am „Krummen-Rank" (unter den Felsen) ins Logie. Die erzählte mir die alten Geschichten, die sie von der Ur-Urgroßmutter gehört hatte.

Wenn der Plotzsäger die Sägmühle abgestellt hatte, das Vieh versorgt war, dann versammelte sich die große Familie in der Stube rund um den Tisch, die Kienspäne wurden aufgesteckt und angezündet und alle miteinander löffelten aus einer großen irdenen Schüssel ihre Milchsuppe. Wenn abgeräumt war, stopfte der Urähne seine Pfeife, der Kachelofen strahlte mollige Wärme aus, die Weiber ließen ihre Spinnräder surren. Draußen im Wald barsten die Tannen unter der Schneelast und man hörte das Krachen bis in die Stube. „Er geht wieder um, der Michel, er kriegt kei Ruh" sagte die Urgroßmutter und sie begann zu erzählen:

„Dort wo die Alb, gleich unterhalb der Plotzsägmühle, das Wiesental verläßt und in den Wald hinein verschwindet, heißt es heute noch s'Michels Hütt. Dort in der Einsamkeit des Waldes wurde der Michel geboren. Er wuchs heran zu einem Riesenkerl mit Bärenkräften, wie keiner sonst je gesehen wurde in den Schwarzwaldtälern weit und breit.

Bei der Hütte ging quer über das enge Tal ein Damm, der die Wasser der Alb anstaute. In den See hinein wurden dann von den Bergen herab mit Hornschlitten, die Rollen und Scheiter gebracht. Wenn sich genug Holz angesammelt hatte, wurde die Schleuse gekappt und die Wassermassen rissen das Holz talabwärts. Das war in jener Zeit, als es noch wenig Wege gab, das einfachste Transportmittel. Jahrelang war nun dem alten Michel, der das Flößen zu bewerkstelligen hatte, das Geschick und die Kraft seines Sohnes sehr zum Nutzen. Er freute sich, daß er mit zunehmendem Alter, auf den Sohn gestützt, sich etwas schonen konnte.

Aber da kam der Michel eines Tages im Wirtshaus mit den Floßknechten der Murgschiffer zusammen und sie erzählten ihm von den großen Städten am Rhein, vom Leben und Treiben dort. Er merkte, daß sie Geld hatten und sich alles leisten konnten und sie genossen viel Ansehen. Er, der bärenstarke Michel aber war immer der Hinterwäldler geblieben, von dem man kein Aufhebens machte.

Die Plotzsägmühle war immer schon Besitz der Murgschiffer gewesen und so paßte es der Michel ab, bis wieder einmal einer der Floßherren dort war. Er verdingte sich zuerst einmal als Holzknecht und verstand es auch gleich, einen guten Lohn für sich auszuhandeln. Er verließ die elterliche Hütte und zog in die Berge. Seine Kraft war ihm sehr zum Nutzen und sein Herr war sehr mit ihm zufrieden. Da verlangte er, nun auch einmal mit einem Floß mit den Fluß hinab nach Köln fahren zu dürfen. Es wurde ihm gestattet.

Bevor das Floß abging, schleppte der Michel noch mit seinen Kameraden die größten Stämme herbei, die aufzutreiben waren. Diese wurden als letztes Gstör zusätzlich angehängt und das Floß ging auf die Reise.

Bald zeigte sich, daß der Michel mit seiner riesigen Kraft das Floß geschickt dirigierend sehr schnell voranbrachte, und so erreichten sie in einem drittel der Zeit, die sie sonst gebraucht hatten, Köln. Da überredete der Michel die anderen Floßknechte nach Holland weiter zu fahren, da man dort weit höhere Preise lösen könne. Einer war dagegen und sagte, man dürfe doch die Floßeigner nicht betrügen. Aber trotzdem wurde die Reise fortgesetzt. Und so kam es, daß die Schwarzwälder bis nach Holland kamen. Sie lösten dort den vierfachen Preis für ihr Holz. Michel nahm das Geld, das sie in Köln bekommen hätten für die Floßherren, ein drittel für sich, den Rest teilte er unter die Floßknechte auf.

Nun hatten sie alle viel Geld und sie zechten in den Hafenkneipen von Rotterdam bis zum Morgen. Weil der eine Floßknecht dem Michel aber immer noch wegen dieser Untreue ins Gewissen redete, verkaufte er ihn kurzerhand

Flößer auf dem Rhein

an einen Kapitän, der ihn auf sein Schiff nahm. Von da an wurde er nicht mehr gesehen.

So trieb es der Michel noch lange Zeit und viele Floßknechte schlossen sich ihm an. Für sie waren die Kneipen und das Leben in den großen Städten das Paradies und der „Holländer-Michel" ihr ungekrönter König. Die Floßherren merkten lange nichts von diesem Handel und so kamen unbemerkt viel Geld, Flüche, Trunk, Spiel und sehr schlechte Sitten ins Land. Neid, Haß und Mißgunst breitete sich aus.

Als die Geschichte herauskam, war der „Holländer-Michel" nirgends zu finden. Seines Vaters Hütte ist längst vermodert, aber der Michel irrt noch immer ziellos umher. Und so wie andere einen Strohhalm knicken, knickt er in seiner Wut die dicksten Tannen, daß sie krachend zu Boden stürzen. So wie auch heute Nacht wieder, wie ihr es alle selber hören könnt!

Viel schlimmer aber ist, daß er bis heute immer wieder versucht, arme unwissende Menschen zu überreden, mit nach Holland zu schiffen und das große Geld zu machen.

Wenn die Schiffseigner und der König der Holländer wüßten, daß für jeden Stamm, den der Michel erneut nach Holland liefert, irgendwo auf den Weltmeeren ein Mast bricht und das Schiff mit Mann und Maus untergeht, sie würden den Michel aus dem Lande prügeln. Aber in ihrer Profitgier und der Jagd nach immer mehr Geld merken auch sie nichts vom großen Betrug."

DER KÖHLER-NOCHER'S FRIEDER

Ja, der Frieder des Köhler-Nocher war ein Sonntagskind. Mit seinen Eltern und Geschwistern lebte er in Armut in seiner Hütte bei der „großen Kohlplatt" dort wo heute der Bernbacher Weg den Hilsgraben überquert. Es war ein schlechtes Auskommen, denn Köhler gab es gar viel, bis hinauf in den Kaltenbronner Forst rauchten überall die Meiler, kein Wunder, daß die Ware nicht viel brachte. Nur wenn einmal ein Hase in seinem Ungeschick stolperte und in die Bratpfanne fiel, gab es Fleisch!

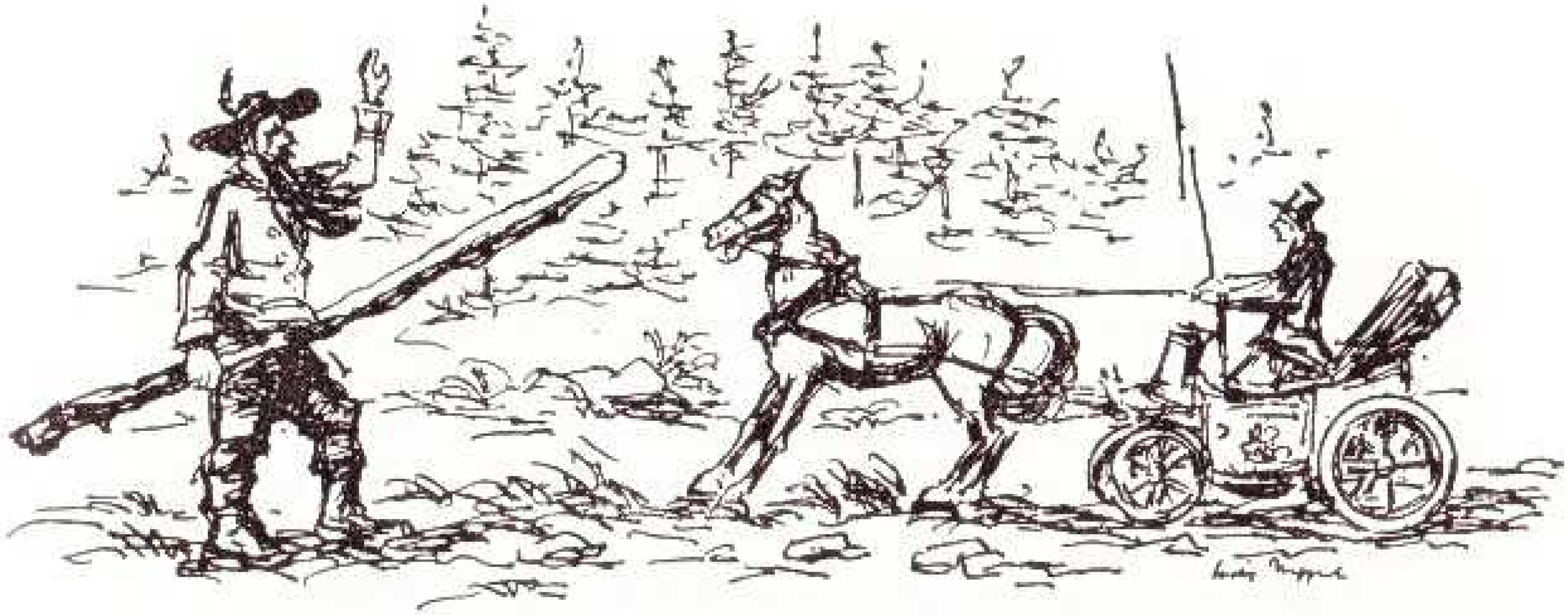
Da waren die Glasmacher oder gar die Flößer schon angesehenere Leute, die mußten nicht immer rußig wie ein Kohlenbrenner herumlaufen, bei denen gab es zumindest am Sonntag einen schönen Braten. Unzufrieden wie der Frieder nun war, traf er einen Fremden, der ihm sagte, daß Sonntagskinder beim Glasmännchen, das drüben über dem Berg bei der „Großen Tanne" wohnte, immer einen Wunsch frei hätten, der auch in Erfüllung ginge, wenn der Betreffende dort vorstellig würde.

So machte sich der Köhler-Nocher auf den Weg, um sein Glück zu versuchen. Bald fand er auch die große Tanne, die weit über die anderen hinausragte. Er rief nach dem Glasmännchen, das zu seinem Erstaunen auch gleich erschien und nach seinem Begehr fragte. Ja, sagte das Männlein, du bist ein Sonntagskind und dazu auch noch in der ersten Stunde geboren, du hast sogar drei Wünsche frei. Überlege es dir aber genau, daß du dir auch das Richtige auswählst. Ich wünsche mir, sagte der Frieder nach kurzem Überlegen, daß ich am Spieltisch immer zumindest soviel Geld in der Tasche habe, wie die anderen am Tisch zusammen. Es ist ein unnützer Wunsch, sagte das Männlein, aber er sei dir gewährt. Dann gib mir 100 000 Gulden, daß ich mir eine Glashütte kaufen kann und Pferde und Wagen und ein schönes Haus. Kopfschüttelnd sagte das Männlein, das ist auch kein sinnvoller Wunsch, aber er sei dir erfüllt. Den dritten Wunsch aber spar dir auf, vielleicht hast du ihn noch dringend nötig.

Just als der Köhler-Nocher nach Hause kam ergab es sich, daß die Glashütte auf der Déllwies zum Verkauf angeboten wurde. Freilich griff der Nocher-Frieder gleich zu, und so ward über Nacht alles beisammen, was er sich gewünscht hatte. Seine Mutter aber, die Köhler Lies ging nicht mit ihm. Sie blieb mit ihrer Familie im Wald bei ihren Kohlenmeilern.

Am Anfang machte es dem Nocher Frieder natürlich Spaß, Herr einer Glashütte zu sein, aber bald ließ das Interesse nach und so war er mehr im Wirtshaus, am Spieltisch und auf dem Tanzboden. Da ihm am Spieltisch nie das Geld ausging, machte ihm gerade dies am meisten Spaß. Als er wieder einmal mit seinen Rössern total vollgetrunken über die Berge nach Hause fuhr, verirrte er sich und stand plötzlich oben beim Hohloh dem Holländer Michel gegenüber. Na, dummer Kohlen-Nocher, wie gehen die Geschäfte? Bald wirst du vergannt! Hättest lieber mit mir einen Vertrag gemacht, anstatt mit dem lächerlichen Glasmännchen, da wärst du besser gefahren. Na, willst es nicht gleich überlegen. Hoch, wie die Tannen am Weg stand der riesige Michel mit seiner gewaltigen Flößerstange neben dem Wagen. Da ergriff den Nocher Frieder panische Angst, er hieb auf die Pferde ein und raste davon. Der Michel natürlich mit Riesenschritten hinterher. Gerade als er an seiner Grenze bei der Kreuzlehütte mit seiner Flößerstange das Gefährt mit Mann und Roß zerschlagen wollte, stieß ein riesiger Auerhahn herab, erfaßte die Stange mit seinen Krallen und brach sie ab, bevor sie Schaden anrichten konnte. Aus der Spitze der Stange wurde sofort eine riesige Schlange, die der Auerhahn verschlang und sich dann mit gewaltigem Flügelschlag davon machte. Der Michel aber rief dem verdutzten Nocher nach: „Komm zu mir, wenn es dir schlecht geht, ich helfe dir immer!"

Als er in seiner Glashütte ankam, war der Amtmann des Neuenbürger Vogts schon da. Er hatte alles bereits im Auftrag der Gläubiger registriert und kaltherzig jagte er unter dem Gelächter der Anwesenden den Nocher Frieder gleich vom Hof. Was blieb ihm übrig als das Wirtshaus. Dort



Der Holländer Michel

soff er sich einen Rausch an und wartete bis die anderen kamen, die immer mit ihm spielten. Aber diesmal ging es anders aus. Der Nocher gewann und gewann. Einer nach dem anderen mußte aufgeben, weil er keinen Pfennig mehr hatte, zuletzt blieb einer übrig. Der wollte nicht aufgeben und verlangte, daß ihm der Nocher auf einen Schuldschein Geld ausleihe von dem vielen, das er gewonnen hatte. Aber als der Nocher in seine Taschen griff, war garnichts darin, so wie er es sich selbst von dem Glasmännchen gewünscht hatte. Die Gefährten wußten davon nichts, konnten es also nicht verstehen, als er beteuerte, daß er kein Geld habe. Und so kam es, daß sie den Nocher-Frieder schändlich aus dem Wirtshaus prügelten und auf den Misthaufen warfen.

Als der Morgen dämmerte, machte er sich auf den Weg. In seiner Not, wo sollte er hingehen, erinnerte er sich, daß der Holländer-Michel ihm Hilfe versprochen hatte. Also machte er sich auf den Weg hinauf in die Wälder.

Gleich hinter dem Hohloh wartete der Michel bereits auf ihn. Dummer Kohlen-Nocher, hab ich dir nicht gleich gesagt, es liegt bei dir am Herz, du hast ein viel zu weiches Herz. Hättest du ein Herz wie der Amtmann, der Vogt, deine Spielkumpanen und viele unten im Tal, die es alle zu etwas gebracht haben, dann wäre dir das alles nicht passiert. Komm, laß dir von mir auch ein Herz einsetzen aus Stein, wie die anderen, du bekommst von mir Geld soviel du willst und du wirst sehen, alles läuft, wie du es willst. In seiner Not willigte der Nocher ein.

Der Michel ließ ihn in seine Kammer eintreten und da standen auf langen Regalen, in Gläsern mit einer hellen Flüssigkeit zuckende Herzen, viele der Namen auf den Gläsern kannte der Nocher allzugut.

Und so kam es, daß der Nocher, ehe er es sich versah, ein Herz aus Stein in seiner Brust hatte. Der Holländer-Michel schenkte ihm einen Beutel mit Dukaten, von dem er behauptete, daß er herausnehmen könne, soviel er wolle, trotzdem bleibe der Beutel voll.

Gleich drunten im Murgtal kaufte sich der Nocher Roß und Wagen und kutschierte hinaus in die weite Welt. Da er aber ein steinernes Herz hatte, war er keiner Regung fähig. Er hatte weder Angst noch Freude, er konnte sich weder begeistern noch ärgern, er hatte weder Haß noch Liebe. Über nichts konnte er sich freuen, weder über Regen noch über Sonnenschein. Und er wußte, daß er als Köhler-Nocher an seinem armseligsten Tag glücklicher gewesen war als jetzt.

So kehrte er wieder heim, kaufte sich ein Haus, Gesinde, Wagen und Rösser und er betrieb zum Schein einen Holzhandel. Als die Leute sahen, daß er wieder reich geworden war in der Fremde, respektierten sie ihn und die, welche ihn auf den Misthaufen geworfen hatten, waren wieder seine Freunde.

Mit der Zeit lieh er auch Geld aus und nahm hohen Zins. Wenn einer nicht zahlen konnte, kam der Amtmann, der inzwischen sein Freund geworden war, herausgeritten und jagte den Schuldner mit Frau und Kind vom Hof. Bald gehörte dem Nocher-Frieder der halbe Schwarzwald bis in die Berge hinauf. Aber er hatte keine Freude daran, weil sein steinernes Herz nicht empfinden konnte.

Eines Tages kam der Nocher auf die Idee zu heiraten. Er wußte, daß jeder ihm mit Freuden seine Tochter zur Frau geben würde. Die Schönste im ganzen Umkreis aber war die Tochter eines armen Tagelöhners. Dieser staunte nicht schlecht, als der reiche Nocher ihn um die Hand seiner Tochter bat. Er stimmte aber gleich zu, weil er dachte, daß nun für seine Familie die Not ein Ende habe.

Die Tochter führte auch sehr umsichtig den Haushalt. Wenn ein Armer des Wegs kam, gab sie ihm etwas, weil sie dachte, daß dies den Reichtum ihres Mannes nicht schmälern konnte. Eines Tages erwischte der Nocher seine Frau dabei, wie sie einem armen Weib und ihren Kindern etwas zu essen gab. Er wurde furchtbar wütend, beschimpfte und schlug sie fürchterlich.

So verging die Zeit. Der Nocher war über Land gefahren, seine Frau saß im Vorgarten des prächtigen Hauses, als ein altes Männchen mit einer schweren Last des Wegs daher kam. Gerade vor dem Haus brach das Männlein zusammen. Es erbarmte die Nocherin sehr und sie dachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hause sei. Sie lief deshalb schnell ins Haus und holte eine Stärkung für den armen Kerl. Selten, sagte das Männchen, habe ich im Leben einen so barmherzigen Menschen gesehen wie dich, dafür sollst du im Leben noch belohnt werden.

Deinen Lohn erhälst du gleich, ertönte da eine furchtbare Stimme, und zum Schrecken der beiden stürzte der zornige Nocher auf seine Frau zu, schlug sie so sehr, daß sie sofort tot in die Arme des Männchens sank. Da sagte das Männlein mit einer dem Nocher wohlbekannten Stimme: „Nocher, du hast die schönste Blume des Schwarzwaldes zerbrochen". Als der Nocher das Männchen erkannte, wich trotz des steinernen Herzens alle Farbe aus seinem Gesicht. Was geschehen ist, ist geschehen, zeigt mich nicht an als Mörder, winselte der Nocher.

Angewidert wendete sich das Männchen ab. In den folgenden Nächten schreckte der Nocher immer wieder aus dem Schlaf hoch, denn eine liebliche, ihm wohlbekannte Stimme, rief ihm unentwegt zu: „Frieder, such dir ein weicheres Herz!"

Bald konnte er es nicht mehr aushalten und er ritt über den Berg zur großen Tanne, wo ihn das Glasmännchen auch schon mit finsterer Miene erwartete. Ein langer Trauerflor flatterte herab von seinem Hut und der Nocher wußte wohl um wen der Kleine trauerte. Was willst du von mir, fragte er mit dumpfer Stimme. Ich habe noch einen

Wunsch frei. Geh, sagte der Waldgeist, ein steinernes Herz kann sich nichts wünschen. Aber ihr habt mir drei Wünsche zugesagt, einen hab ich noch übrig. Wohlan, laßt ihn hören. Aber, ich kann ihn euch versagen, wenn er töricht ist.

Nehmt mir das kalte Herz heraus und gebt mir mein lebendiges wieder, stammelte der Nocher. Geh zum Holländer-Michel, der gibt Reichtum und kalte Herzen. Niedergeschlagen und kleinlaut sagte der Nocher: „Der gibt's mir nie zurück".

So schlecht du auch bist, dauern tust du mich doch. Mit Gewalt bekommst du dein Herz niemehr zurück, doch vielleicht mit List. Und der Waldgeist unterwies ihn, wie er es anstellen sollte. Er gab ihm ein kleines Herz aus glitzerndem Glas, das er ihm entgegenhalten sollte und dazu beten, dann könne ihm nichts an Leib und Seele geschehen.

Und so machte sich der arme Nocher auf den Weg zum Holländer-Michel. Hast deine Alte erschlagen, ha, das hätt ich auch so gemacht, begrüßte er ihn schon von weitem. Brauchst also Geld. Ja, sagte der Nocher und zwar recht viel, denn nach Amerika ist's weit.

Nun brachte ihn der Michel ins Haus und kramte das Geld für ihn hervor. Hast mich schön angelogen mit dem steinernen Herz, das ich in der Brust haben soll. Ich hab mein eigenes Herz noch drin, so wie die andern alle, von denen du behauptest, du habest sie in der Kammer stehen. Lügen kannst du wie gedruckt, das mach mal einem anderen weis. Alle sind aus Wachs, deine Herzen. Du bist ein reicher Kerl, das geb ich zu, aber zaubern kannst du nicht.

Da wurde der Michel wütend, riß die Kammertür auf und zerrte den Nocher mit hinein. Da sieh dir an, da stehen alle Herzen. Gelassen sagte der Nocher, sie sind aus Wachs.

Her, brüllte der Michel, ich will es dir beweisen. Er knüpfte dem Nocher das Wams auf, nahm behutsam das steinerne Herz heraus und setzte das richtige ein. Spürst du es jetzt endlich, du Narr, brüllte der Michel den Nocher an. Ja, Gott sei Dank. Schnell trat er einen Schritt zurück, zog das glitzernde Herz aus der Tasche und fing an zu beten. Da wurde der Michel immer kleiner. Schnell lief der

Teufelsmühle bei Bad Herrenalb

Nocher hinaus und den Berg hinauf. An der großen Tanne wartete das Glasmännchen bereits auf ihn. Ich weiß, du hast dein Herz zurück und du hast im rechten Moment bereut, deshalb möchte ich schon ganz gern noch etwas für dich tun. Da antwortete der arme Köhler-Nocher, nein mein liebes Weib ist tot, ich will auch nicht länger leben, schlagt mich tot, dann hat alles ein Ende!

Gut, sagte das Männchen, auch das könnt ihr haben, meine Axt habe ich gerade zur Hand. Weinend setzte sich der Nocher ins Gras und erwartete den Todesstreich. Als er leise Schritte hörte, dachte er, jetzt wird er kommen. Da hörte er das Männlein sagen, dreh dich um, Nocher. Langsam drehte er sich um. Da sah er seine liebe Frau, er sprang auf und umarmte sie. Er stammelte, hast du mir vergeben? Ja, sagte sie. Das Männlein aber sprach: „Weil du Reue fühlst, soll alles vergeben sein. Zieh heim in deines Vaters Hütte und werde ein Köhler. Sei zufrieden mit dem wenigen, das du hast und sei künftig glücklich." Und so geschah es.

Der Teufel und der Müller

DIE SAGE VON DER TEUFELSMÜHLE

An der Murg, irgendwo oberhalb von Gernsbach, hatte ein eigenbrödlerischer Müller seine Mühle gebaut. Sie stand an einer äußerst ungünstigen Stelle, sodaß ihm bei Hochwasser immer sein Holz weggeschwemmt wurde. Als dieses Unglück wieder einmal besonders viel Schaden angerichtet hatte, fluchte er erbärmlich und schrie: „Der Teufel soll alles holen, meine Seele würde ich ihm geben, wenn er mir meine Mühle auf den Berg bauen würde, wo ich nie zuviel, aber immer genug Wasser hätte."

Kaum hatte er dies gesagt, stand wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich eine Gestalt vor ihm. Unter seinem langen, schwarzen Gewand lugte gerade noch sichtbar, ein Bocksfuß hervor. Er sagte, er wolle unter den genannten Bedingungen ihm gerne helfen. Nun, da es ernst wurde, sträubte sich der Müller doch, aber der Teufel gab nicht nach. So kam es zu guterletzt zu folgendem Abkommen: Der Teufel mußte noch in dieser Nacht die Mühle abbauen und mit allem drum und dran auf dem höchsten Berg oberhalb der Murg wieder aufbauen. Auch mußte für reichlich Wasser gesorgt sein.

Pfiffig wie der Müller war, handelte er aber vor allem auch aus, daß ihm immer genügend Holz und Abnehmer zur Verfügung stehen müßten, um mindestens noch 40 Jahre

Der wütende Teufel

sorgenfrei leben zu können. Das allerwichtigste aber war, und damit hoffte er den Teufel bestimmt prellen zu können, die Mühle mußte vor dem ersten Hahnenschrei betriebsfertig sein. Der Teufel war einverstanden, und so unterschrieb der Müller den Pakt wie üblich mit einem Tropfen seines eigenen Blutes.

Der Teufel hielt Wort. Wider erwarten früh, schon um Mitternacht, holte der Teufel den Müller zur Besichtigung der Mühle ab. Auf einem Feuerschweif fuhr der Teufel, den Müller rücklings aufgesessen, auf den Berg. Dort stand zum Erstaunen des Müllers eine neue Mühle mit sieben Gängen, vier Säge- und drei Mahlgängen, wie der Müller noch nie eine gesehen hatte.

Der Müller sah alles nach und stellte fest, daß doch noch ein wichtiger Stein fehlte, den der Teufel einzubauen, vergessen hatte. Gleich raste der Teufel los, den Stein zu beschaffen. Allein, erst gegen Morgen fand er den passenden. Schon schwebte er herbei, gerade als er über der Mühle war, krähte im nahen Loffenau der erste Hahn. Wutentbrannt feuerte der Teufel den gewaltigen Stein direkt auf die Mühle, stürzte hinterher und riß brüllend und fluchend die Trümmer auseinander. Von des „Teufels Mühle" blieb nichts übrig, als ein Haufen zertrümmerter Steine, die den Berg bis heute bedecken.

Aus diesem Grund hieß der Berg in grauer Vorzeit Steinsberg, wie ihn viele alte Leute in Loffenau heute noch nennen.

DIE DRACHENFLIEGER

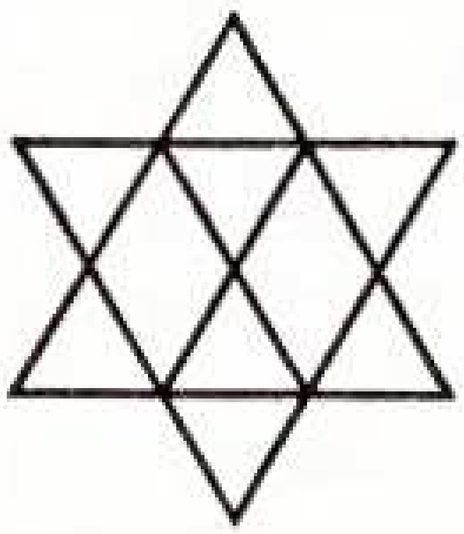
Loffenau und die Teufelsmühle sind neuerdings zum „Mekka der Drachenflieger" geworden. Aus aller Welt kommen die wagemutigen Männer und Frauen, sie starten am Gipfel des alten Götterberges mit ihren winzigen Drachen. Stundenlang schweben sie, stolz und den Adlern gleich, über der „Sonnenstube des Schwarzwaldes", dem stetig sich weiter entwickelnden, gut besuchten Ferienort Loffenau. Ein uralter Wunschtraum der Menschheit ist in Erfüllung gegangen.

Hätte Berblinger, das tapfere Schneiderlein von Ulm, von der Teufelsmühle aus das Fliegen probiert „dann hätte ihn der Teufel niemals in die Donau nei g'führt!"

Sie haben die Sage vom Teufel und dem Müller gelesen, damit soll der Name des Berges begründet sein. Nun gibt es aber auch noch eine andere Version. Vernehmen Sie, lieber Leser, was ich von alten Leuten gehört, aus alten Schriften und Büchern zusammengetragen habe.

Auf dem „Steinsberg" der Teufelsmühle bei Loffenau standen einst vor vielen, vielen Jahren Göttersteine. Es waren gewaltige unbearbeitete Säulen, wie man sie auf anderen Bergen weit im Land nicht antraf. Sie waren als Sonnenkreuz aufgestellt und markierten die Mittags- und Mitternachtslinie und waren zugleich Sonnenuhr, denn an ihren Schatten konnte die Tageszeit und an der Länge der Schatten, die Jahreszeit abgelesen werden. Andere Felsen waren als Orientierungshilfen für die Gestirnsbeobachtung im Kreis angeordnet, genauso wie die Felsen von Carnac in der Bretagne, die dem selben Zweck dienten. (Siehe Reader's Digest, Mai 1976). Inmitten dieser Anlage befand sich der Götterhain mit dem Göttermal, wo unter freiem Himmel, nicht in einem Tempel eingesperrt, dem Gott Tyrbock gehuldigt wurde. Er war Mittler zum Himmlischen, dem Einzigen Gott, den die Menschen mit ihren Sinnen nicht erfassen konnten. Von dem die Priester sagten, daß er niemals in Menschengestalt dargestellt werden könne, da er für Menschen unvorstellbar sei. Genauso wie bei vielen anderen Völkern in unserer Welt die Tempel und Heiligtümer von besonders ausgesuchten Priestern betreut wurden, war es auch bei unseren Vorfahren. Die Aufgabe vererbte sich von Generation zu Generation. Diese Sippe lebte getrennt vom übrigen Volk, kapselte sich ab und lebte nur ihrer Aufgabe. Ihre Siedlung hatten sie in der Nähe der Kultstätte. So ist es naheliegend, daß Loffenau die Siedlung der Priestersippe war, deren Bewohner schon in grauer Vorzeit die Kultstätte betreute. Die Götterfelsen „Dei Fels" und das Göttermal „Mal" waren also der Ursprung des Wortes „Dei Felsmil" oder Steinsberg, was sich auch bis heute erhalten hat.

Unter den Priestern waren natürlich auch die Weisen, Gelehrten, die die Gestirnsbeobachtungsstelle betreuten und ihre Erkenntnisse verwerteten. Sie gaben die Signale für Aussaat und Ernte, für Zusammenkünfte, Freuden- und Trauerfeste, Sturm- und Kriegswarnung, die von weiteren Signalstellen weitergegeben wurden. Von altersher wurden die Standorte der Kultischen- und Handelszentren nicht willkürlich, sondern entsprechend den Gestirnsbeobachtungen und Erkenntnissen festgelegt.



Auf drei Bergen wurden die drei Hauptgötter verehrt:
Teufelsmühle = Tyrbock, Mahlberg = Thor,
Merkur = Wotan.
Gleichfalls an drei Orten die Hauptgöttinnen:
Freyolsheim = Freya, Frauenalb = Fraua,
Déllwies = Helia.

Diese zwei Dreiecke in sich verflochten ergeben einen Sechsstern, der als altgermanisches Heilszeichen seit Jahrtausenden bekannt und auf einem Klosterziegel eingeritzt im Heimatmuseum Bad Herrenalb und im Freilichtmuseum Gutach in ein Tennenbrett eingeschnitten, erhalten ist.

Die beiden Dreiecke waren durch zwei Linien über Kreuz verbunden, womit gesagt werden sollte, daß sie gemeinsamen Ursprung allen Lebens sind.

Zur Winter- und Sommersonnenwende brannten auf den Bergen gewaltige Feuer, und die Jugend fand sich ein zu Spiel und Tanz. Räder wurden mit Stroh umwickelt, angezündet und rollten mit mächtigen Sprüngen einen Feuerschweif hinter sich her, hinunter ins Tal.

Daß unsere Vorfahren, die Europäischen Völker etwas mehr konnten als nur Met trinken, können Sie in dem Buch

„Cheops" von Peter Topkins nachlesen, wo es auf Seite 156 heißt, daß es ein hellhäutiger Europäer war, der den Ägyptern zur Regierungszeit des Pharao Cheops 2750 v. Chr. einen neuen Kalender eingerichtet hat!

Nach einem Erlaß Karls des Großen mußten die heidnischen Kultstätten vernichtet, ausgegraben und an anderer Stelle, für das Volk unauffindbar vergraben werden. Trotzdem sind auch auf der Teufelsmühle noch Reste der Steine vorhanden. Die Sage aber lebt im Volke fort.

DIE UNDINEN VOM GROSSEN LOCH

Unterhalb der Teufelsmühle im „Großen Loch" befinden sich die Teufelskammern. Dort hausten einst in den Gesteinshöhlen und in Laubhütten die Heiligpriesterinnen, die ihr Leben den Göttern geweiht hatten. Sie lebten nach strengen Regeln vom Volk und der Welt getrennt und sie mußten pünktlich zur festgesetzten Zeit ihren Dienst versehen. Unter ihnen waren auch drei junge, lebenslustige Undinen, die entgegen ihrer Pflicht des öfteren schon zum Tanz nach Reichental gekommen waren und sich beim Fest vergnügten. Eines Tages verliebte sich die hübscheste von ihnen, und so blieb es nicht aus, daß die Burschen, um die Mädchen länger behalten zu können, die alte Standuhr zurückstellten.

So kam es, daß die drei Heiligpriesterinnen ihren Dienst versäumten, denn die Megalithuhr (Steinuhr) auf dem Berg war nicht verstellbar, wie das Menschenwerk, die Uhr im Tanzsaal, es gewesen war. Und so wurde offenkundig, daß die drei gegen ihre Pflicht und die strengen Regeln ihres Standes verstoßen und die Götter beleidigt hatten. Als am anderen Tag sich das Wasser des Bächleins rot färbte, wußten die Burschen in Reichental, daß die Undinen niemals wiederkehrten.

DAS ROCKERTWEIBLE

Unter den Lautenfelsen bei Lautenbach lebte einst das Rockertweible. Ihr Reich war der Rockert, der sich von Loffenau bis zur Murg hinzieht. Manch forscher Geselle und solche, die sich im Wald herumtrieben, hatten sie in unliebsamer Erinnerung. Unsichtbar konnte sie sich machen. So fachte sie zuweilen nachts das Lagerfeuer an, daß den ungebetenen Gästen ihres Waldes die Stiefel verbrannten oder sie warf ihnen Salz in den Topf, weil sie die Leute aus dem Wald loswerden wollte.

Aber sie hatte auch ihre guten Seiten. War eine arme Frau vor lauter Arbeit, die die vielen Kinder machten, über ihrer Arbeit eingeschlafen, so konnte es sein, daß sie erwachte und das Rockertweible hatte die Arbeit schon getan. Auch gab sie armen, unschuldig in Not geratenen Menschen gerne Rat und Hilfe. So war es auch bei der Spinnerin des Grafen von Eberstein. Diese und ihr Geliebter, der leibeigene Gärtner des Grafen, wollten schon lange heiraten, aber der Graf hatte ein hartes Herz und gab deshalb seine Einwilligung nicht. Die Eltern der Spinnerin waren längst tot, da sie aber immer bis in die Nacht arbeiten mußte, wuchsen auf deren Grab viele Brennesseln.

Als sie den Grafen wieder einmal fragte, ob er in die Hochzeit einwillige, sagte dieser zu, falls die Spinnerin in der Lage sei, ihm in drei Tagen ein langes Totenhemd aus den Brennesseln, die auf dem Grab ihrer Eltern wuchsen, zu spinnen. Der Graf wußte, daß sie das nicht schaffen konnte. Traurig machte sich die Spinnerin auf. Am Grab der Eltern aber erwartete sie das Rockertweible. Sei nicht traurig, ich will dir helfen. Morgen früh, bevor die Sonne aufgeht, kannst du das Totenhemd abholen, sprachs und war verschwunden.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit überreichte das Weible der Spinnerin das Totenhemd. Es war so fein gewoben, wie das Mädchen noch nie eines gesehen hatte. Sie machte sich sogleich auf den Weg und überreichte das Prachtstück dem Grafen. Dieser war sehr erstaunt, und weil es ein so

schönes Hemd war, wollte er es auch gleich anprobieren. Seine Diener halfen ihm hinein, aber plötzlich sank der Graf zusammen. Als die Diener ihn aufs Bett gelegt hatten, bemerkten sie, daß er tot war. Die Beiden aber heirateten und waren glücklich bis an ihr Lebensende.

WIE DER TEUFEL ZUM ZWEITENMAL GEPRELLT WURDE

Immer schon war der Teufel hinter den armen Seelen her und wenn er eine Gelegenheit hatte, eine für sich zu ergattern, war er zu jeder Dienstleistung bereit. Nur hat er zuweilen die pfiffigen Schwarzwälder unterschätzt.

Am Fuße des Steinsberges sollte über die Alb eine Brücke gebaut werden. Diese war auch bis auf eine große Deckplatte, die die Arbeiter einfach nicht herbeischaffen konnten, fertig. Der Baumeister wurde deshalb wütend und fluchte lästerlich. Plötzlich stand der leibhaftige Teufel hinter ihm und sagte: „Ich will Dir helfen und den Stein hinlegen, wenn ich die erste Seele bekomme, die über die Brücke geht." Der Baumeister, wissend, daß er in seiner Bauhütte einen blinden Hahn hatte, war mit dem Angebot zufrieden und willigte ein.

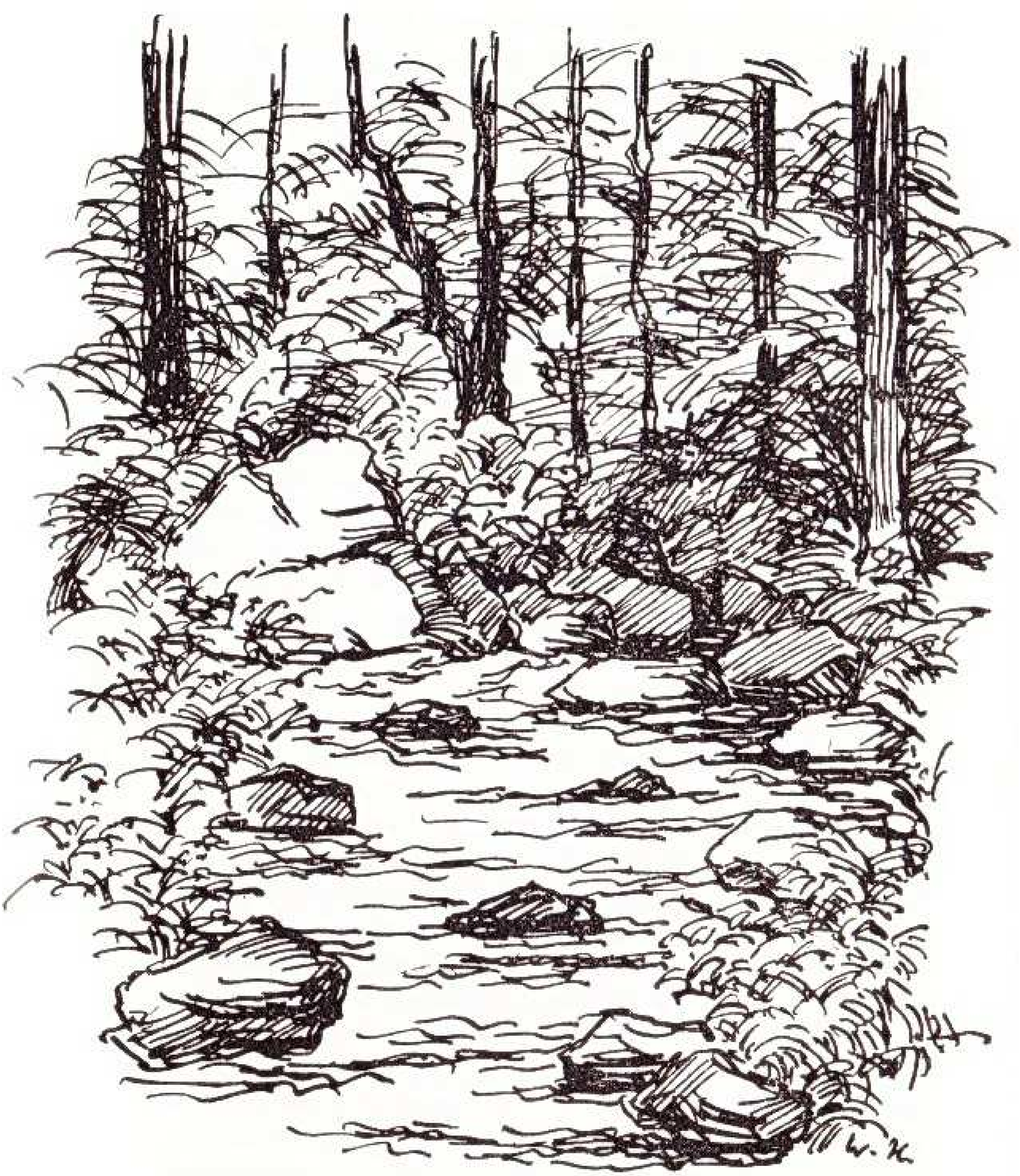
Der Teufel, feuereifrig, wie er immer war, fuhr fauchend in den Wald hinein, packte die Felsplatte, schleppte sie ächzend herbei und legte sie an die gewünschte Stelle. Teuflisch grinsend erwartete er nun auf der anderen Seite der Brücke die „arme Seele" die ihm versprochen war. Da ließ der Baumeister den blinden Hahn hinüberschreiten. In seiner fürchterlichen Wut stampfte der geprellte Teufel mit seinem Bocksfuß ein Loch in die Brücke, das „weiß es der Teufel warum" bisher kein Mensch mehr zubringen konnte.

NOCH EINE TEUFELSGESCHICHTE

Ein Förster zu Neusatz ging einmal von der Jagd heim und in einem Hohlweg begegnete ihm ein Mann mit einem breiten Hut, mit Pferdefüßen und Kuhschwanz. Der Förster erkannte in ihm den Teufel. Der richtete an den Waidmann die Frage, was er da für ein Ding auf dem Rücken trage. Der Förster sagte: „Das ist meine Pfeife. Wollen sie einmal rauchen?" Dem Teufel war es recht, der Förster aber dachte bei sich: „Jetzt will ich den Teufel endlich und für immer aus der Welt schaffen!" Er gab ihm den Lauf ins Maul und drückte los. Der Teufel machte ein fürchterliches Gesicht und sagte: „Herr Förster, was rauchen sie für einen schlechten Tabak!" Sprachs und war wie vom Erdboden verschwunden.

FORDERE DEN TEUFEL NICHT HERAUS

Einst gingen zwei Loffenauer Männer in aller Herrgottsfrüh von Loffenau über die Berge in Richtung Simmersfeld. Wahrscheinlich waren sie unterwegs, um Ochsen einzuhandeln. Unterwegs zog der Jüngere seine drei Messer hervor, fuchtelte wild in der Luft umher und rief: „Heute wollte ich es mit drei Teufeln auf einmal aufnehmen!" Als sie an die verrufene Stelle beim Ochsenstall kamen, deutete er plötzlich nach rechts und sagte zum Älteren: „Guck dort stehen drei!" Der konnte zwar niemand erkennen, gleich darauf aber sah er, wie sein Begleiter von ihm weg ellenhoch über dem Boden schwebte und gegen Loffenau zurückschoß. Eilends lief er hinterher, vermochte ihn aber nicht einzuholen. So rief er schließlich in seiner Verzweiflung: „Geh in Gottes Namen, ich kann dir nicht mehr helfen!" Auf diesen Ruf hin stand der andere plötzlich hinter ihm im Straßengraben und zitterte am ganzen Leib. Als er sich etwas erholt hatte, sprach er: „Die drei waren tatsächlich gehörnte Teufel, sie packten mich, schleppten mich fort, zerkratzten, schlugen und würgten mich so, daß ich keinen Laut ausstoßen konnte."



Albursprung

Obwohl es landläufig bekannt ist, daß die Loffenauer keineswegs furchtsame Leute sind, wird es wohl niemand wundern, wenn die beiden sich gelobten, niemals mehr den Teufel herauszufordern.

SAGE UM DIE ENTSTEHUNG DER ALB

Als die Glaubensboten das Christentum im heutigen Albgau verkündigten, wurden die alten Götter zornig und bauten auf dem Berg über dem Ursprung der Alb eine gewaltige Burg aus Sandstein. Die Menschen erschraken sehr, als sie die Festung sahen. Die Prediger aber klärten die Menschen über das „Teufelswerk" auf und sagten ihnen, der Satan habe aus Bosheit diese Burg gebaut. Mit der Zeit hörten die Leute auf die Prediger, folgten ihnen und nahmen nach und nach, wenn auch zögernd das Christentum an. Als sie wieder einmal andächtig den Worten der Heilsbringer lauschten, gerieten die Götter In furchtbare Wut. Wotan ließ seine Wagen und Heerscharen über den Himmel rasen, daß das Tal erfüllt war von Donner und Blitz und niemand mehr ein Wort verstehen konnte, was dann auch über viele Generationen hin in Erinnerung blieb. Mit seinem gewaltigen Hammer zerstörte Thor die Burg, wo bis auf den heutigen Tag die Steinsbrocken noch zu sehen sind. Bevor aber die Götter endgültig das Feld räumten, warf Thor seinen gewaltigen Steinhammer in das hInterste Tal, dröhnend sprang die Erde auf. An dieser Stelle aber rinnt seitdem friedlich ein Bächlein unter dem Felsen hervor hinunter ins Tal, die Alb. (Schon die Kelten dürften dem Flüßchen den Namen gegeben haben.)

DER EWIGE JÄGER

Natürlich wurde viel gewildert in den riesigen Wäldern um Herrenalb und bis hinauf auf den Kaltenbronn. Denn der Hunger der armen Bevölkerung war groß und der Mäuler waren gar viel, die zu stopfen waren. Die Gegend war karg und gab auch bei aller Mühe nicht genug her.

Der Jäger Neck war ein guter Schütze und ein ganz gefährlicher Feind der zahlreichen Wilderer. Er hatte ein hartes Herz und knallte jeden unbarmherzig nieder, der ihm beim Wildfrevel vor die Flinte kam. Tag und Nacht war er in den Wäldern unterwegs und mancher, der seine Jagdleidenschaft nicht zähmen konnte, mußte mit dem Leben zahlen. Hernach war die Not in der betroffenen Familie noch viel größer.

Doch eines Tages kam ihm ein Wilderer zuvor und schoß ihn nieder, bevor er zur Waffe greifen konnte. Wegen seiner Hartherzigkeit muß er nun umgehen, der Jäger Neck, und manch einer hat ihn schon irgendwo in den finsteren Wäldern, wenn der Mond durch die Zweige schimmerte, gesehen, wie er auf seinem kapitalen Hirsch reitend, von einer Meute Hunde begleitet, ruhelos durch Berge und Täler ritt. Andere haben ihn freilich nur gehört, wenn er mit seinem großen Holzhammer an die mächtigen Tannen schlägt, was er zur Strafe tun muß bis ans Ende der Welt.

DIE KLEMMER

Die Loffenauer sind ein fleißiges, wuseliges Völkchen, wie die Ameisen. Deshalb, das ist sicher, nennt man sie, wie die Gräfenhäusener eben seit langem „Klemmer", weil die großen Ameisen hierzulande eben schon immer als Klemmer bezeichnet wurden.

Selbstverständlich gibt es auch bei uns Neider und dazu solche, mit ganz bösen Zungen. Diese behaupten, daß Loffenauer vor mehr als hundert Jahren bei einer Kirchweih einen Fremden zwischen die Türe geklemmt hätten, weil er mit einem Loffenauer Mädchen geschmust hatte. Die einheimischen Burschen waren der Meinung, daß sie solches selber besorgen könnten und dazu keinen Auswärtigen bräuchten. Erleichtert soll man, so wird gehässigerweise behauptet, gewesen sein, als sich herausstellte, daß der Geklemmte „nur ein Gernsbacher" gewesen war.

Daß das mit dem Klemmen nicht stimmt, ist schon dadurch eindeutig bewiesen, daß unsere Feriengäste sich unter der Bevölkerung sehr wohl und wie zu Hause fühlen und manche sich schon mehr als fünfzig mal als Urlaubsgäste hier aufgehalten haben.

DER BART'S RUDOLF

Soweit ich zurückdenken kann, ich war noch lange nicht in der Schule, erinnere ich mich an den Bart's Rudolf. Er war ein kleiner, gesetzter, kräftiger Mann mit Schnauzbart. Seine Beine waren reichlich krumm, vielleicht weil er bei der Artillerie gedient hatte. Ich erinnere mich, daß ich Knirps ihm vorgeschlagen hatte, seine Beine „grad zu klopfen". Da hatte ich es eine zeitlang bei ihm verdorben, und das war mir gar nicht recht. Wenn man glaubt, was die Leute erzählen, muß er ein großer Wilderer gewesen sein, und wenn ich nachdenke, was mir so in Erinnerung ist, würde ich nicht wagen, zu widersprechen.

Obwohl er in Loffenau seine Kammer hatte, war er wohl selten dort. Der Wald und die Berge waren sein Aufenthaltsort. Wenn der Plotzsäger morgens in der Früh aufstand, war der Rudolf schon da, denn er war gerade aus dem Heu gekrochen, wo er sich besonders wohl fühlte. Im Sommer verkaufte er Beeren, Pilze, was der Wald zu bieten hatte. Besonders gefragt war sein Birkenwasser, von dem er behauptete, daß selbst die kahlste Glatze wieder zu sprießen beginne, was zu beweisen er allerdings an seiner eigenen Stirnglatze nicht in der Lage war.

Besonders gemocht hat er den „Moscht". Da er in allen Häusern bekannt war, hat er selten Durst leiden müssen. An einem seiner „vielen Geburtstage" hatte er, als er am Abend im Wirtshaus eintrudelte, einen respektablen Rausch geladen. Er bestellte sich Bier, ein Paar hausgemachte

Würst und zur Feier des Tages eine Zigarre. Diese steckte er gleich an. Als dann die Würst kamen, legte er die Zigarre auf den Teller. Und so geschah, was nicht ausbleiben konnte und die Anwesenden konnten es kaum erwarten bis es soweit war. Endlich schnitt er es ab, das brennende Ende der Zigarre und schob es unter seinem struppigen Schnauzbart hinein, um gleich darauf zur Freude seines Publikums einen Feiztanz zu vollführen, wie er einen solchen bisher nicht gezeigt hatte.

An den langen Winterabenden konnte ich es nicht erwarten bis der Bart's Rudolf kam. Da erzählte er dann von seinen Feldzügen. Die Erwachsenen haben ihm, so ist es mir in Erinnerung, nicht alles geglaubt. Für mich tat sich eine bunte Welt auf, wenn er erzählte. Um zu den Buren zu kommen, hatte er sich bei den Engländern anheuern lassen und war dann bei passender Gelegenheit zu den Buren übergelaufen, wo er eigentlich hatte hinwollen. Das Ende war für ihn dann peinlich, er mußte sich verdrücken. Bei dem Versuch, sich nach Deutschland durchzuschlagen, landete er schließlich nach abenteuerlicher Fahrt in China, wo er zum Boxeraufstand gerade zurecht kam.

Im Frühjahr war seine Hauptbeschäftigung „Bem zweiga" (Bäume veredeln). Aber diese Geschichte sollte ich lieber nicht erzählen. Möglicherweise ist unter den Lesern einer, der sich erinnert, damals auch unter den Betroffenen gewesen zu sein, und wenn ich gelegentlich ahnungslos durch Loffenau komme, fliegt mir eine Mistgabel in's Kreuz.

Im Keller der Sägmühl, da wo die Kammräder sich quietschend drehen, hatte der Rudolf in alten Kochtöpfen seine Zweige eingeschlagen, die er sich dort, wo er eine gute Sorte wußte, vom Baum direkt besorgte. Der Plotzsäger, mein Vater, hat mich dann darauf gebracht und ich habe seine Sorten umgewechselt. Die Paradeisäpfel zwischen die Schafsnasen und die Lederäpfel unter die Goldparmänen. Zudem mauschelte ich auch noch Zweige vom Pfeifenholz dazwischen. Da soll sich einer wundern, wenn der Bart's Rudolf so viele Reklamationen hatte und wochenlang stocknüchtern herumlief!

ALBTAL — SAGEN UND GESCHICHTEN
DER NEPTUNSTEIN AM RATHAUS ZU ETTLINGEN

Als vor etwa 2000 Jahren die Römer unser Land beherrschten, gründeten sie auch an der Stelle, wo die Alb das Gebirge verläßt, eine Niederlassung. Von den zahlreichen römischen Funden, die in Ettlingen und dessen nächster Umgebung gemacht wurden, sei der Neptunstein genannt, dessen Geschichte kurz erzählt werden soll.

Im Jahre 1480 wurde der Stein von einem Ettlinger Bürger in einem Sumpf unweit des sagenhaften Fürstenzell gefunden. Er wurde am Rathaus, neben der Albbrücke, eingemauert. Hier erspähte ihn Kaiser Maximilian I., welchem die Ratsherren den gewünschten Fund vergeblich abschlugen. Also wurde der Stein 1513 herausgebrochen und nach Weißenburg geführt, 37 Jahre später aber den Ettlingern wieder zurückgegeben. Nach einem kurzen Aufenthalt in München, wurde er 1570 wieder zurückgebracht und befindet sich seitdem an der Albbrücke beim Rathaus.

Dieser Stein zeigt das Bild des Meeresgottes Neptun. In der Rechten hält der Gott einen Delphin, in der Linken den Dreizack, zu seinen Füßen windet sich ein Meerdrachen. Die Inschrift lautet: „Zu Ehren des kaiserlichen Hauses hat Gotte Neptun ein gewisser Cornelius dies im Namen der Schiffergesellschaft aus eigenen Mitteln gewidmet." Auf einer Tafel aus Stein wird von dem berühmten Ettlinger Gelehrten Kaspar Hedio über die Geschichte des Steines berichtet. Dieser datiert die Gründung der Stadt in das Jahr 1111 vor Christus und ist sich einig mit seinem Landsmann Irenicus, daß Ettlingen von den Trojanern erbaut worden ist.

Ettlingen ist zweifellos eine der ältesten Siedlungen unserer Heimat. Mit Sicherheit waren die ersten Siedler die Kelten. Seine Bedeutung als Verkehrsknotenpunkt und Handelsplatz zur Zeit der Römer, büßte es während der Hunnenstürme durch Zerstörung ein. Während der Christianisierung des Albgaus wird es erstmals wieder 788, als zum Kloster Weißenburg gehörend, erwähnt.

Die Ettlinger Hexen

HEXEN UND BÖSE GEISTER

Wenn am Tage des Neumondes das Abendrot einen blutigen Widerschein bis an die Föhren des Kreuzelberges sendet, dann lassen die Wissenden zu Ettlingen nach der Berghöhe mit ihren schwarzen Gespensterbäumen beklommene Blicke wandern, denn in einer solchen Nacht haben die Ettlinger Hexen dort eine Zusammenkunft. Sonst machen sie zwar auf gesalbtem Besenstiel ihren geheimnisvollen Ritt in die Pfalz hinüber, nach dem Donnersberg oder nach dem Schwarzwald. Früher sollen sie sich auf dem Durlacher Turmberg und auf dem Michelsberg bei Untergrombach ein Stelldichein gegeben haben, seit aber dort eine Siedlung entstanden ist und auf dem Michelsberg gar noch eine Kapelle gebaut wurde, verschmähen sie jene Orte. Bei diesen Zusammenkünften auf dem Kreuzelberg sind die Hexen allein, und die Jungen lassen sich dabei von den Alten in der Hexenkunst unterrichten. Bei den großen Versammlungen auf dem Donnersberg oder im Schwarzwald ist auch der Käsperle (Teufel) dabei mit seinen Gesellen.

DIE SINGERHEXE

In der Dekaneigasse wohnte früher eine alte Frau, die mit Hilfe ihrer Zauberbücher viele Hexenkünste vollbrachte. Die Leute nannten sie „D'Singerhex". Um ihre Untaten zu vollbringen, nahm sie meist Tiergestalt an. So schlich sie sich oft nachts als Katze in die Viehställe, plagte die Tiere und setzte sich ihnen auf den Rücken, so daß sie keine Ruhe finden konnten.

Einmal legte sich ein Maurer in einem Faß, das in seinem Stall stand, auf die Lauer. Um Mitternacht kam plötzlich zur verschlossenen Tür eine schwarze Katze herein und wollte einer Kuh auf den Rücken springen. Da versetzte ihr der Maurer mit einem Prügel einen kräftigen Schlag und sogleich war die Katze verschwunden. Am anderen Morgen lag die Singerhex mit verbundenem Kopf krank im Bett. Seitdem kam sie nie mehr in die Ställe.

DAS SCHATZWÄLDLE

Mit dem Namen Schatzwäldle bezeichnet man einen in der Nähe des Hedwigshof befindlichen Wiesengrund, zur Hedwigsquelle zu gelegen. Dort fand man seit Jahrhunderten römische Münzen, Tonscherben, Backsteine usw., so daß jenes Gewann im Volksmund „Schatzfeldle" und später „Schatzwäldle" genannt wurde. An besagter Stelle befand sich einst ein großer römischer Gutshof, der von den Alemannen bei ihrem Vorstoß um 250 nach Christi völlig zerstört wurde.

Um diese Römersiedlung ranken sich viele Sagen:

Ein Mann aus Rüppurr sah beim Zackern in dem nahegelegenen Schatzwäldle einen Haufen Geld und Silber aus dem Boden steigen. Stillschweigend lief er darauf zu. Da wurde er von einem Feldarbeiter angeredet und sofort versank der Schatz in die Erde.

Fahrende Schüler steckten einst im Schatzwäldle mit fremden Hölzern einen Kreis ab, machten in der Mitte ein Feuer und sprachen darüber ihre Beschwörungen. Da kamen aus dem Boden eine Menge Roßzähne. Diese verwandelten sich alsbald in pures Gold, das von den Schülern mitgenommen wurde.

WIE SPESSART ZU SEINEM NAMEN KAM

Wo heute die Häuser von Spessart stehen und die dazugehörigen Felder liegen, war früher alles Wald. Er hieß Spechtshart oder Spechtswald, weil es so viele Spechte darin gab. Damals gefiel es einigen Leuten in Ettlingen nicht mehr. Sie gingen auf die Höhe und rodeten den Wald, bauten Häuser und legten Felder an. Sie gaben der neuen Siedlung den alten Waldnamen. Aus Spechthart ist dann mit der Zeit Spessart geworden.

WIE SCHÖLLBRONN ZU SEINEM NAMEN KAM

In einem sehr heißen Sommer gab es einst in dem Dorf fast kein Wasser mehr. Nur ein einziger Brunnen lieferte noch gutes Trinkwasser. Damit nun dieses richtig verteilt würde und jeder seinen Teil bekäme, ließ der Bürgermeister den Brunnen verschließen und eine Schelle anbringen. Durch diese wurde nun den Leuten mehrmals am Tag verkündet, daß der Brunnen zum Wasserholen geöffnet sei. Sogleich eilten die Bewohner herbei, um sich ihren Wasseranteil zu sichern. Nach diesem „Schellbrunnen" nannte man bald das Dorf „Schöllbrunn" woraus auch bald das heutige „Schöllbronn" wurde.

MARXZELL

Wo die Alb und der Maisenbach sich vereinigen, liegt eine von altersher vielgenannte Stätte, es ist das kleine Marxzell.

Es ist schon recht alt. Bereits 1255 wird es geschichtlich erwähnt. In diesem Jahr wurde die „Mühle in Zell" sowie der Weiler von dem Reichsritter Conrad von Remchingen an das Kloster Frauenalb verkauft. An die ehemalige Zugehörigkeit zum Kloster erinnern noch die sich auf dem Friedhof befindlichen Gräber mehrerer Äbtissinnen und Klosterfrauen. Außer der Zellmühle, die heute Gastwirtschaft ist, gehörte damals noch eine kleine Wallfahrtskirche, umgeben vom Friedhof, ein Mesnerhaus und eine Eisenschmiede zu Marxzell. Seit 1450 besaß es auch eine Badestube. Die Kirche war eine häufig besuchte Wallfahrt für die Landleute aus der Umgebung. Wie Marxzell und seine Wallfahrt entstanden sein mögen, soll folgende Legende erzählen:

„Einst kam ein Waldbruder ins Albtal. An der Einmündung des Maisenbachs in die Alb gefiel es ihm so gut, daß er beschloß, hier zu leben. Er baute sich also eine kleine Hütte (Zelle), die nur einen einzigen Raum hatte. Dann zimmerte er sich eine Bank und einen Tisch und aus Laub und Moos bereitete er sich ein Lager. Beeren und Kräuter, die er sich im Wald suchte, dienten ihm als Nahrung. Die übrige Zeit verbrachte er in Andacht und Gebet. Bald jedoch entdeckten die Leute der Umgebung seinen Aufenthaltsort, und weil der Eremit ein so frommer Mann war, versammelten sie sich regelmäßig bei ihm zu gemeinschaftlichem Gottesdienst. Bei diesen Zusammenkünften wurden außer den religiösen Bedürfnissen auch weltliche befriedigt. Es entstand nach und nach ein Markt, der Zellmarkt. (Zellmarkt am Pfingstdienstag.)"

Der Markt in Zell also kann genauso wie der Schutzheilige Markus dem Ort den Namen gegeben haben.

Kloster Frauenalb

DAS BENEDIKTINER-NONNENKLOSTER FRAUENALB

Die Sage über die Gründung des Klosters durch die Herren von Eberstein wurde bereits im Zusammenhang mit der Herrenalber Klostergründung dargestellt.

Geschichte des Klosters:

Zuerst gehörten zum Kloster nur die Klostergebäude, etwas Wiese und Wald. 1193 erwarb das Kloster das Dorf Metzlinschwand. Durch Schenkungen der Schirmherren kamen Burbach, Pfaffenrot, Schielberg, Spessart, Völkersbach und andere hinzu. Außerdem wurde es mit Gerechtsamen wie Zehnten, Jagd und Fischereirecht ausgestattet.

1403 heißt es: Zwistigkeiten der Äbtissin Margarete von Eberstein mit dem Konvent und die „Irrungen" Zwischen Kurfürst Ruprecht von der Pfalz und Markgraf Bernhard I. von Baden führte „manche Unfäll" herbei und hatte zur Folge, daß solches (Frauenalb) und Herrenalb durch badische Soldaten eingeäschert wurde.

1507 unter Äbtissin Scholastika ebenfalls von Brand heimgesucht, wobei sogar Archiv und Stiftungsbriefe vernichtet wurden. Allmählich sank die Klosterzucht und verschwand gänzlich.

1597 Äbtissin Paula von Wittershausen wurde mit gesamtem Konvent verhaftet, in Untersuchung genommen und bestraft.

1598 Das Stift wurde aufgehoben, viele Klosteruntertanen nahmen die neue Lehre an (Reformationszeit).

1629 Auf Grund des Restitutionsedikts wird das Kloster wieder von Klosterfrauen besetzt.

1803 Nach dem Frieden von Luneville, unter Äbtissin Maria Viktoria von Vrede endgültig aufgehoben.
Nach 664 Jahren, unter 22 Äbtissinnen, wurden Besitztum und Einkünfte vom Staat eingezogen.
(Jährliche Einkünfte 31 000 fl.)
Seit Aufhebung des Klosters Verkauf von Hand zu Hand. In den Gebäulichkeiten sind nacheinander eine Leder- und Hutlackierfabrik, Wollspinnerei, Furniersägmühle und sogar eine Kattundruckerei untergebracht.

1846 besteht noch eine Bierbrauerei, alles andere war 1844 abgebrannt.

DIE HINRICHTUNG DER ETTLINGER RATSHERREN

In alter Zeit erstreckten sich die Waldungen der Stadt Ettlingen bis nach Bernbach. Die Ettlinger Bürger benützten dieses Waldgebiet, das sich rechts der Moosalb bis herunter zur Alb zieht, zum Kohlenbrennen und zur Waldweide, insbesondere zur Schweineweide.

Die Schweinehirten wollten sich nun für einen längeren Aufenthalt häuslich einrichten und erbauten deshalb in der Nähe des Klosters Frauenalb Schweinesteigen (kleine Hütten mit Pferchen). Diese Nachbarschaft war den Nonnen ein Dorn im Auge. Eines Tages zogen die tapferen Klosterfrauen (nach einer Urkunde von 1402) mit Kreuz und Fahne den Berg hinauf und zerstörten sowohl die Kohlenhaufen als auch die Schweinesteigen. Der Rat zu Ettlingen forderte die Bürgerschaft zur Rache auf. Diese stürmte nach Frauenalb und brannte das Kloster nieder. Die Äbtissin erhob nun wegen dieser Greueltat beim Markgrafen von Baden Klage. Dieser über den „Frevel der Ettlinger" aufs höchste erzürnt, verurteilte sämtliche Ettlinger Ratsherren zum Tode! Außerdem mußten die Ettlinger den Waldbezirk von Bernbach bis zur Moosalb an das Kloster abtreten und den Turm in Ihrem Wappen umkehren.

Der Markgraf wohnte persönlich der Hinrichtung der Ratsherren bei. Schon waren elf derselben enthauptet, als der Markgraf seinen Hofnarren fragte, wie ihm das Köpfen gefalle. „Wenn die Menschen wie die Weidenstümpfe im Frühjahr wieder ausschlügen, so gefiele es mir nicht übel", erwiderte der Narr und bewog durch diesen launigen Einfall den Markgrafen, den zwölften Ratsherrn zu begnadigen.

Die Enthaupteten wurden auf der Richtstätte (außerhalb des alten Friedhofes) begraben und auf die elf Gräber ebensoviele Steinkreuze gesetzt. Als später der Platz in einen Weinberg umgewandelt wurde, setzte man die Steine in die Mauer beim Gutleutehaus. Das Gewann aber trägt heute noch den Namen „Kopfreben".

Die elf Steinkreuze stehen jetzt um die Alexius-Kapelle herum. Auf den zum Teil noch gut erhaltenen Steinen sieht

man verschiedene Geräte (Beil, Häbe, Axt, Schuh, Rad und Schwert) eingehauen, die zu dem Stand, dem die Einzelnen angehörten, Bezug haben mögen.

Laut Chronik schenkte Otto I. von Eberstein auf ewige Zeiten den Wald südlich der Moosalb und den Lindenbrunnen dem Kloster Herrenalb. Am 21. Juli 1495 wurde die Schenkung vom Reichstag zu Worms bestätigt.

Die oben erzählte Sage von der Hinrichtung der Ettlinger Stadträte wurde im Jahre 1921 auf Ettlinger Stadtgeld mit nachfolgenden Versen dargestellt:

Da hat einmal in alter Zeit
Ettlingen mit den Frauen Streit,
die auf dem ehemals städt'schen Plan
ein reiches Kloster hatten stahn.

Wo Weiberröcke sind im Spiel,
hilft kein Gericht den Männern viel.
Drum ward das Urteil auch gar hart
für sie, so Frauenalb genarrt.

Zwölf Ratsherren sollten ohne Gnad'
dem Tod verfallen durch das Rad!
Und schrien auch die Bürger ach,
zu helfen waren sie zu schwach.

Der elfte Kopf, er rollte schon!
Der Markgraf schaute zu voll Hohn,
und fragte seinen Narren Hans:
„Freust dich doch auch an diesem Tanz!"

„Wenn's Krautköpf wären, die wüchsen nach,
könnt mich belust'gen solche Schmach!"
sprach tapfer Hans ohn' viel Geschrei,
Da ließ der Herr den zwölften frei.

Und die Moral von der Geschicht:
Verdirb es mit den Weibern nicht!
Sonst such den Mann, der unverzagt,
die Wahrheit deinem Feinde sagt!"

DER HOFNARR SELDTENECK

Im Anschluß an den tapferen Hofnarr Hans, eine andere Narrengeschichte:

„Wieder einmal ritt der Großherzog mit seinem Hofnarren Seldteneck im Hardtwald spazieren. Nach einer Weile nahm der Narr einen Apfel aus seiner linken Tasche, besah ihn genau und steckte ihn wieder weg. Nach der nächsten Biegung griff er in die rechte Tasche, holte einen Apfel heraus, drehte ihn nach allen Seiten und steckte ihn verstohlen wieder weg. Der Großherzog, aufmerksam geworden, fragte ihn, warum guckst die Äpfel so genau an? Den schönsten möcht ich halt meinem hohen Herrn schenken, weiß nur nicht, welcher es ist, sagte der Hofnarr. Ha, meinte der Großherzog, gib halt einen her. Dies tat der Narr. Während der Großherzog gleich kräftig hineinbiß, begann der Hofnarr seinen Apfel zu schälen. Na, na, wunderte sich der Herzog, sonst schälst doch deine Äpfel nicht. Treuherzig antwortete der Hofnarr: „Wenn i wißt, derwell mer end Kuhscheiße gfalle isch, dät i an au net schäle!"

SAGE VON DER GRÜNDUNG DER ST. BARBARA-KIRCHE BEI LANGENSTEINBACH

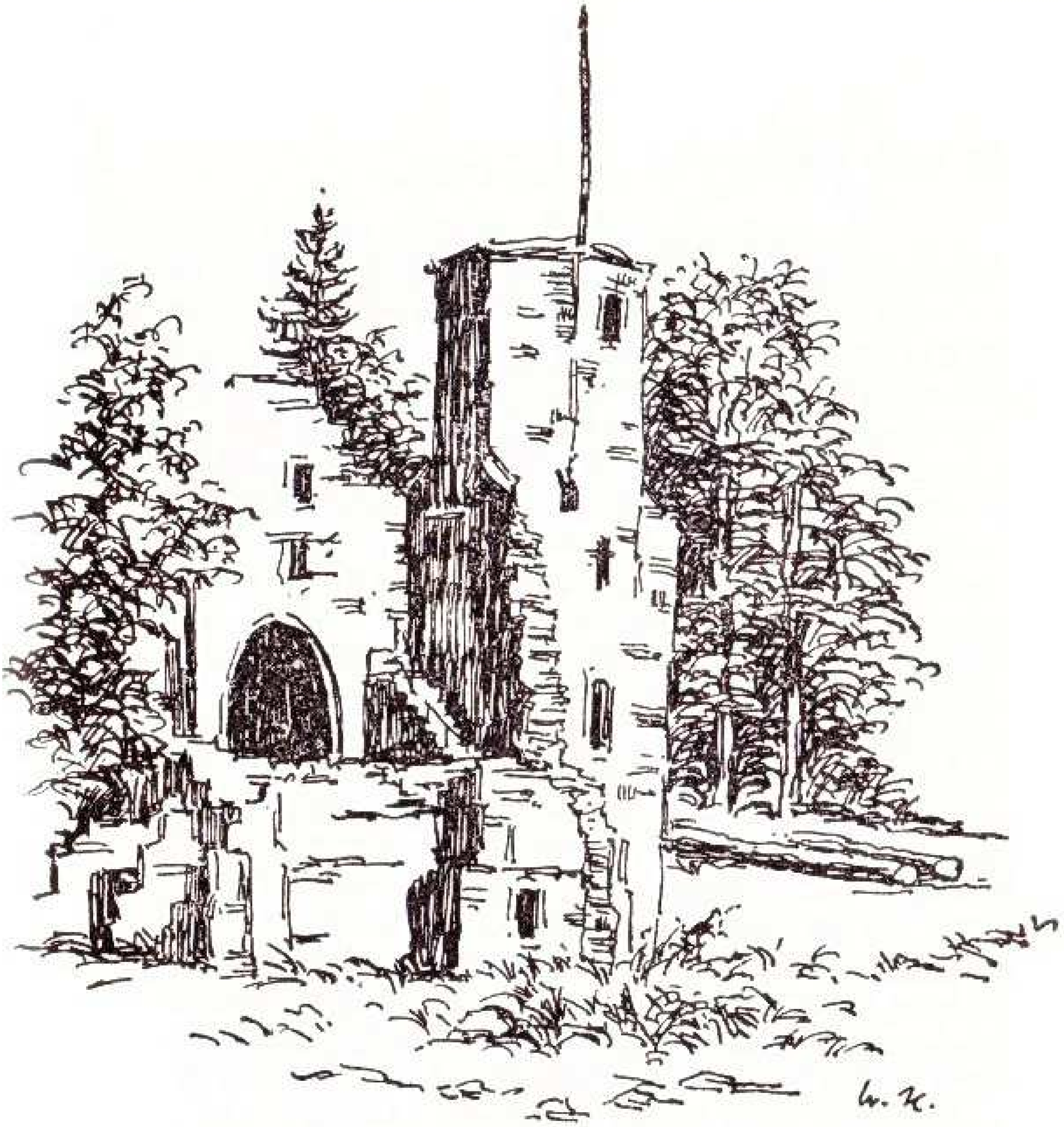
Als in unseren Gauen das Christentum durch irdische Sendboten, die im 6. Jahrhundert über den Rhein zu uns herüber gekommen waren, verkündet wurde, hatte ein fränkischer Fürst in der Gegend von Langensteinbach seine Burg. Seine einzige Tochter Barbara, die heimlich Christin geworden war, sollte nach dem Willen des Vaters mit einem heidnischen Fürstensohn die Ehe eingehen. Sie hatte aber diese Ehe entschieden zurückgewiesen und ewige

Jungfrauschaft gelobt, um Gott dienen zu können. Heimlich entfloh sie dem Elternhause und wohnte im Wald. Ihr eigener Vater aber stöberte sie in ihrem Versteck auf und enthauptete sie mit eigener Hand. Aber da geschah das große Wunder. Die Jungfrau lebte fort, ergriff ihr abgeschlagenes Haupt und ging, dasselbe unter dem Arm tragend, herab ins Tal, wo die St. Barbaraquelle entspringt und entschlummerte hier eines sanften Todes. Durch die Vermischung des Blutes der Märtyrerin mit dem Quell bekam das Wasser eine wunderbare Heilkraft. Bei diesem unerhörten Vorfall bekehrten sich die Bewohner der ganzen Umgegend zum christlichen Glauben. Vater und Bräutigam trugen den Leichnam der Jungfrau auf den Berg, wo sie der Heiligen zum Gedenken die Sankt Barbarakirche erbauten. Durch viele Wunder, die daselbst geschahen, wurde die Stätte berühmt und zum vielbesuchten Wallfahrtsort.

Vom Reichtum und der Zerstörung der St. Barbarakirche berichtet die Legende folgendes:

Einst, als die Kirche noch vielbesuchter Wallfahrtsort war, gehörte sowohl das dabeigelegene Kloster, als auch das in Gottesaue zu ihrem Besitz. Die reichen Einkünfte betrugen stündlich ein Goldstück. Das Innere des Gotteshauses glänzte von Kostbarkeiten aller Art. Ein lebensgroßer Heiland aus gediegenem Gold war der wertvollste Schatz. Von der Kirche führte ein unterirdischer Gang nach Ettlingen und einer nach Gottesaue. Ein dritter Gang führte nach Herrenalb.

Als zur Zeit der Reformation der evangelische Landesherr das Kloster aufheben und dessen Besitz einziehen wollte, boten ihm die Jesuiten in Ettlingen so viel Krontaler, als sich von ihrem Ordenshause bis zur Barbarakirche in einer zusammenhängenden Reihe würden legen lassen. Allein der Markgraf verlangte, daß die Reihe aus aneinandergestellten Krontalern bestehen sollte. Da die Jesuiten so viel nicht bieten konnten, führte der Markgraf sein Vorhaben aus. Und so ist von der prachtvollen Wallfahrtskirche nur noch ödes Gemäuer und von dem Kloster auch keine Spur mehr übrig.



Barbarakapelle bei Langensteinbach

Die Mauerreste der Anlage liegen unter Bäumen versteckt, südlich von Langensteinbach. Der Ort selbst ist als Römersiedlung früh erwähnt. Die Wallfahrtskirche dürfte seit dem dreißigjährigen Krieg nicht mehr benutzt worden sein. An einer Türöffnung steht die Jahreszahl 1531. Ein Schlußstein im Kreuzgewölbe eines gotischen Turmes, der viereckig beginnt und achteckig endet, zeigt ein Schild mit dem Herrenalber Wappen. St. Barbara war also, was auch der unterirdische Gang vermuten läßt, eine Tochterkirche des Klosters Herrenalb.

DIE SAGE VOM WILDSEE

Einst hüteten vier Hirten ihr Vieh in der Nähe des Wildsee. Da stieg ein schwarzer Stier aus den Fluten des See's empor und gesellte sich zu den Rindern. Aber alsbald kam ein kleines Männchen aus dem See nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurückzuholen. Da dieser aber nicht gehorchen wollte, bat das Männlein die vier Hirten, ihm zu helfen, den Stier wieder einzufangen und in den See zurückzutreiben. Es gelang ihnen mühsam, den Stier an den Rand des See's zu bringen. Hier stürzte er sich augenblicklich in die Fluten und kam nicht mehr zum Vorschein. Das Männlein im Rattenpelz aber sagte zu den Hirten: „Hier schenke ich jedem einen Stein. Wohin ihr ihn werft, da wird auf der Stelle ein warmer Quell entspringen, der heilsame Kräfte besitzt gegen mancherlei Krankheiten."

Die Hirten nahmen vertrauensvoll die Steine an sich, bis sie im Herbst in ihre Dörfer heimzogen. Der eine machte bei einem Felsen unweit der Enz halt, um sich zu stärken. Dabei fiel ihm unversehens der Stein aus seinem Futtersack, und augenblicklich sprang der Fels auf, und eine heiße, dampfende Quelle sprudelte hervor. Da lange Zeit keine Menschen in diesem abgelegenen Tal waren, hat nur das Wild des Waldes im Quell gebadet und seine Wunden geheilt, deshalb heißt der Ort heute noch „Wildbad".

Der andere Hirte warf unweit der Murg seinen Stein aus dem Sack, auch dort sprudelte sofort eine Heilquelle hervor. Später wurde unweit der Quelle Gericht abgehalten, deshalb heißt der Ort „Rotenfels" (Rot = Recht).

Der dritte Hirte rastete auf einem Hügel bei Baden-Baden. Da fiel ihm sein Stein ein und er wollte nun ausprobieren, ob es tatsächlich so sei, wie das Männlein versprochen hatte. Er warf den Stein so, daß er dreimal auf dem Boden aufschlug, bis er im Tal liegenblieb. Und siehe da, an drei Stellen schoß plötzlich ein heißer, dampfender Wasserstrahl hervor und alle „Ursprung, Höllenquelle und Klosterquelle" sind bis heute nicht versiegt.

Am Wildsee

Der vierte Hirte aber war ein Gaistäler. Überglücklich darüber, daß er endlich wieder daheim war in seinem geliebten Tal, setzte er sich beim Fuchsfelsen am Hammelsberg nieder um mit seiner „Ringelblär" seinem Mädchen seine Ankunft anzukündigen. Da erblickte er unweit an den Granitfelsen im Tal, wie ein Fuchs gerade dabei war, ein Huhn zu stehlen. Geschwind nahm er seinen Stein aus der Tasche und warf mit gewaltigem Schwung nach dem Fuchs. Der Stein schlug direkt beim Fuchs am Felsen auf und augenblicklich schoß zum Erstaunen des Hirten ein heißer, dampfender Wasserstrahl hervor, der so heiß war, daß er Fuchs und Huhn brühte, daß sie Federn und Haare lassen mußten.

In einer alten Schrift aus dem Jahre 1846 wird berichtet, daß bis vor 80 Jahren (also 1766) eine halbe Stunde oberhalb von Herrenalb, beim Kepplershof, eine „Quelle von ziemlichem Wärmegrad" geflossen sei. Da aber der Pächter der „Benckieser'schen Glashütte" dort die Auflage hatte „Sieche und Kranke", die ihre Gebrechen an den Quellen kurieren wollten, kostenlos Obdach zu gewähren, und da sich nach und nach immer mehr undurchschaubares „Gezieфer und Galgenvögel" einfand, sann der Mann auf Abhilfe. Mit einem Fäßchen Quecksilber verdrängte er die Quelle und verdeckte sie mit einem Erdrutsch. Aber immer noch schmilzt an dieser Stelle im Winter zuerst der Schnee!

Die Chronik berichtet:

Der große Waldbestand Im Kaltenbronner Forst (Wildsee, Hohloh, Brotenau, Dürreychgebiet) war früher (bis 1813) sehr verwahrlost. Durch das Waldweiderecht wurden die Wälder als riesige Viehweiden genutzt. Es gab viele Köhler und Pottaschesieder, auch das Harzen und Pechsieden wurde betrieben. Vor allem die Zundelschneider sollen ihr Gewerbe als Vorwand für ausgedehnte Wilddieberei benutzt haben. Riesige Enziankulturen, so wird berichtet, wurden von einem Tiroler Einwanderer durch eine Enzianbrennerei auf dem Kaltenbronn genutzt.

1736 Markgraf Ludwig Wilhelm (Türken-Louis) besitzt ein Auerhahnenhaus in Kaltenbronn.

1858 Die Murgschiffer Michael, Jakob und Josef Sieb tauschen ihren Besitz im Kaltenbronner Forst mit der Domäne.

1856 Gernsbach verkauft in der Rombach an Kapitän Fülling. Von Fülling wird der Wald geplündert und 1856 an die Domäne verkauft. Besiedlung, Sägmühlen beim Lehmannshof.

1866 Kleine Kolonie im Dürreych von Steinemann an Domäne verkauft.

1875/77 Große Wies (19 Dobler Teilhaber) von Domäne aufgekauft.

DER REICHSTE FÜRST

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

»Herrlich«, sprach der Fürst von Sachsen,
»Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.«

»Seht mein Land in üppger Fülle«,
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
»Goldne Saaten in den Tälern,
Auf den Bergen edlen Wein!«

»Große Städte, reiche Klöster«,
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
»Schaffen, daß mein Land dem Euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.«

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: »Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß In Wäldern noch so groß
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan in Schoß.«

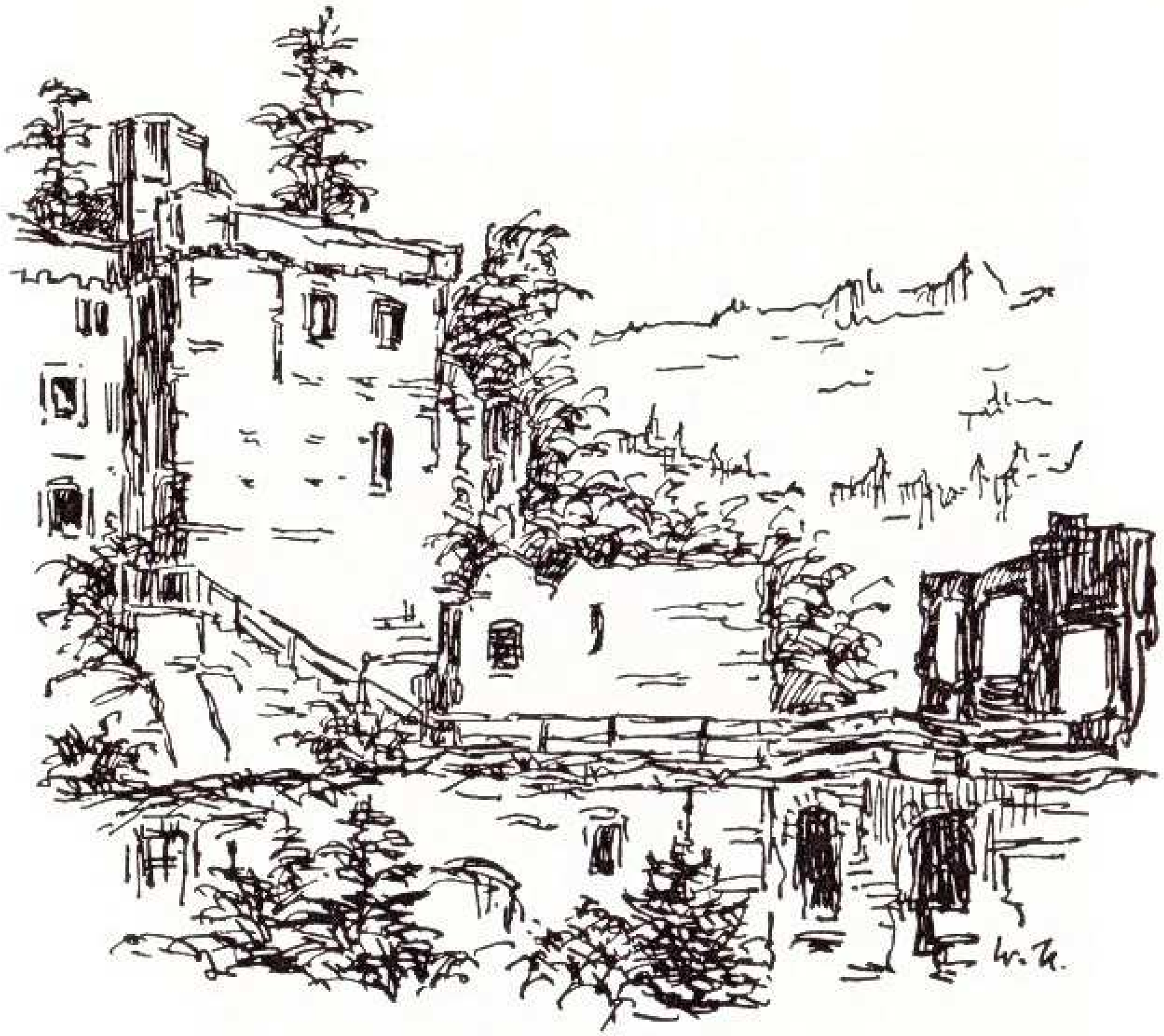
Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
»Graf im Bart! Ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein!«

Justinus Kerner

SAGE VON DER WOLFSSCHLUCHT BEI BADEN-BADEN

Bei der Teufelskanzel dicht am Wege nach Gernsbach, zieht links ein Fußpfad in eine mit Felsblöcken übersäte Schlucht hinab. Einst kehrte ein armer Fiedler von einer Bauernhochzeit heim. Sein Weg führte ihn durch diese Schlucht. Die Gegend erschien ihm so ganz fremd, daß er gar nicht mehr wußte, in welcher Richtung sein Heimatdorf lag. Müde lehnte er sich an eine Felswand. Dabei fielen ihm fast die Augen zu. Da erblickte er zwei feurige, bewegliche Punkte, ein mächtiger Wolf kam auf ihn zu. In seiner Angst fing der arme Fiedler an, auf seiner Geige alle Tänze zu spielen, deren er sich entsinnen konnte. Anfangs stutzte der Wolf. Aber er ließ sich doch nicht weiter abschrecken und ging wieder auf den Fiedler los. Der aber strich in Verzweiflung immer wilder auf den Saiten herum. Dem Wolf war es ganz unheimlich zumute. Plötzlich machte er rechts um und sprang mit einem gewaltigen Satz zur Schlucht hinaus, als ob die wilde Jagd hinter ihm hergewesen wäre.

Die ausgestandene Todesangst aber hatte den Geiger nüchtern gemacht. Er zitterte an allen Gliedern, fiedelte noch immer auf seiner Geige weiter und schritt behutsam aus der Wolfsschlucht wieder hinaus. Bald befand er sich auf dem rechten Weg nach Hause.



Altes Schloß bei Baden-Baden

SAGE VOM ALTEN SCHLOSS BEI BADEN-BADEN

Stammburg der Zähringer (Graf Hermann 1112). Auf den Trümmern des zerstörten römischen Castells, und dieses auf den Fundamenten einer keltischen Volksburg erbaut.

Einem Herrn von Balg begegnete eines Abends auf dem Weg zum Schlosse ein unbekannter fahrender Schüler. Der redete ihn mit Namen an und sagte, wenn er mit ihm gehen wolle, so könne er genug Geld bekommen, aber er dürfe kein Wort sprechen, sonst koste es ihn das Leben. Der Mann erklärte sich dazu bereit. Der Schüler führte ihn nun durchs Gebüsch bergaufwärts und kletterte auf einen alten Eichenstamm. Von dem holte er einen großen Schlüs-

sel, stieg hinab in den Burgkeller, öffnete mit ihm eine einsame Türe. Durch diese gelangten sie in mehrere Gemächer und zuletzt in ein kleines Gewölbe. In dessen Mitte stand eine große Kiste aus Eisen. Auf ihr saß eln schwarzer Pudel mit feurigen Augen. In jeder der vier Ecken des Raumes stand ein Geharnischter mit einem Spieß. Der Schüler trat zur Kiste und sprach etwas Lateinisches, worauf der Hund herabsprang und die Geharnischten, die vorher zu schlafen schienen, die Köpfe in die Höhe richteten. Der Schüler öffnete den Deckel der Kiste. Die aber war gefüllt mit lauter Schafzähnen. Dann gab der Schüler dem Mann ein Zeichen, daß er von diesen nach Belieben nehmen könne. Jedoch der Mann getraute sich nicht, seine Taschen zu füllen, sondern hörte bald auf zu nehmen. Nun machte der Schüler den Deckel wieder zu und der Pudel sprang sofort darauf. Als der Schüler mit dem Manne das Schloß verlassen hatte, schied er von seinem Begleiter und sagte zu ihm, er werde es bereuen, nicht mehr genommen zu haben. Zu Hause fing der Mann an, seine schwer gewordenen Taschen zu leeren und siehe, statt der Schafzähne fielen lauter Goldstücke heraus. Gleich am nächsten Tag begab er sich wieder auf den Schloßberg, aber er fand den Eichenstamm und die Türe zum Schloßkeller ebensowenig wie den Schüler.

BURKHART KELLER VON YBURG

Ritter Burkhart von Yburg hatte sich bei der verwitweten Markgräfin von Schloß Hohenbaden zu Ritterdiensten verpflichtet. Allgemein wurde gemunkelt, daß er dies nur der lieblichen Tochter des Ebersteiners wegen, dessen Burg nur wenige Steinwürfe entfernt lag, getan hatte. Und so war es auch tatsächlich. Wenn dem Grafen auch der Ritterdienst zuweilen etwas schwer wurde, so tröstete er sich damit, daß dem langen Tag eine herrliche Nacht folgte, wo er mit seinem heißgeliebten Ritterfräulein auf Burg Eberstein zusammen sein konnte.

So war er wieder einmal durch das geheime Hintertürchen entschlüpft und unterwegs zu seiner Geliebten auf Burg Eberstein. Auf einem Kreuzweg angekommen, trat Ihm plötzlich eine schlanke, in weiße Schleier gehüllte liebliche Frauengestalt entgegen. Neugierig trat er auf die Gestalt zu. Da vernahm er die mahnende Stimme seiner Geliebten und sofort war die Gestalt spurlos verschwunden. Verwirrt von dem Spuk wollte der Ritter seinen Weg nach Burg Eberstein weiterschreiten, als er bemerkte, daß im Osten bereits Morgenröte über den Bergen aufstieg. War er denn solange hier geblieben? Traurig darüber, daß es nun wieder einen langen Tag dauern würde, bis zu einem Wiedersehen mit seiner geliebten Braut, trat er den Heimweg an.

Es wurde Abend und wieder stand Ritter Burkhart am Kreuzweg plötzlich der holden Frauengestalt gegenüber. Von seinen Gefühlen übermannt, drängte es ihn, die Gestalt in die Arme zu nehmen und ihren lächelnden Mund zu küssen und koste es ihn sein Leben. Zum zweitenmal vernahm er die mahnende Stimme seiner Liebsten, bei deren Klang der Spuk spurlos verschwand. Doch wieder war die Nacht seltsamerweise wie ein Augenblick dahingegangen, denn schon graute der Morgen. Müde und zerschlagen trat Burkhart den Heimweg an. Die Burgfrau fragte ihn besorgt, ob ihm etwas zugestoßen sei, weil er so bleich und verstört dreinschaue. Er stammelte aber nur

etwas von einem bösen Traum und daß er am Abend früher zu Bett gehen werde.

Kaum konnte Ritter Burkhart den Abend erwarten. Als die Nacht hereinbrach, keuchte er bereits den Berg hinauf, dem Kreuzweg entgegen. Lautlos schwebte ein Uhu über den Weg, im nahen Unterholz bellte ein Bock, doch das alles konnte ihn nicht aufhalten. Würde sie ihn wieder erwarten? Teils fürchtete er sich vor dem Wiedersehen, teils sehnte er es herbei.

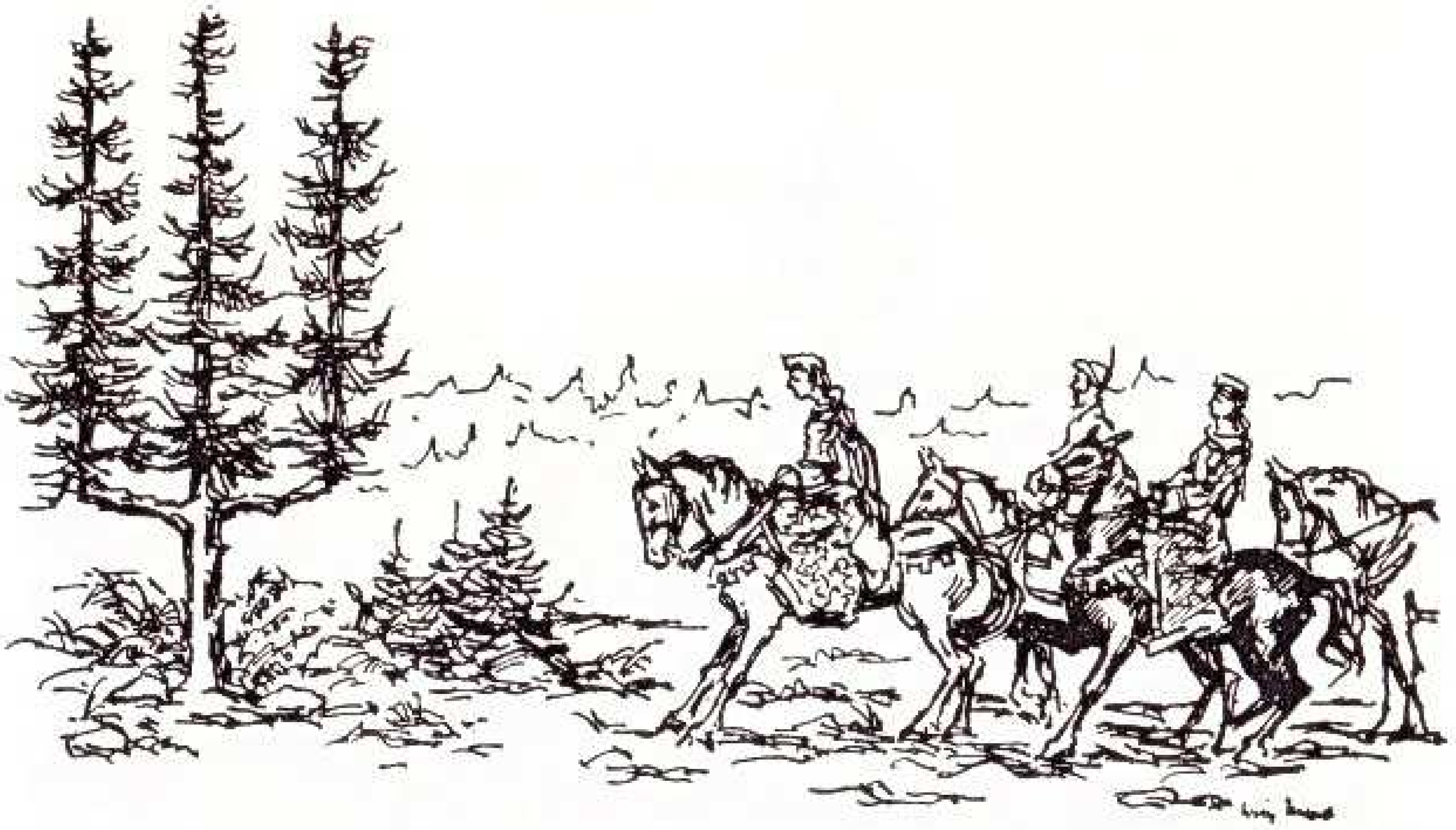
Da trat aber auch die Gestalt bereits aus dem Wald, schöner denn je. Er taumelte auf sie zu und umfing sie. Ein Schrei gellte durch die Nacht, die Stimme der Geliebten. Aber sie konnte ihn nicht zurückreißen, denn die Welt war bereits um die Beiden versunken.

Von Ferne klang das Läuten der Betglocke herüber, als der Ritter aus seiner Glückseligkeit erwachte. Er war allein und eisige Kälte kroch in ihm empor, er konnte sich nicht mehr bewegen, sein Herz stand still.

Als die Ritter ausritten um den Vermißten zu suchen, fanden sie ihn am Kreuzweg tot im Grase liegen. Ein seliges Lächeln lag auf seinen Lippen, in der Faust aber hielt er ein welkes Büschel Gras. Zur selben Zeit aber, in der der Ritter starb, brach auch das Herz seiner Liebsten auf Burg Eberstein.

Als Burkhart's Oheim am Kreuzweg graben ließ, um seinem Enkel einen Gedenkstein zu errichten, stieß man auf Überreste eines römischen Altars und auf eine Venus-Statue. War es nun tatsächlich die Liebesgöttin gewesen, die sich Ritter Burkhart zum Geliebten ausersehen hatte?

Anstelle des römischen Altars errichtete man ein Kreuz, das im Volksmund bis zum heutigen Tage „Kellers Bild" genannt wird.



Hirsau, Gräfin Helezena

SAGE VON DER GRÜNDUNG DES KLOSTERS HIRSAU

Im Schwarzwaldstädtchen Calw lebte etwa um 645 nach Christi Helezena, eine reiche Gräfin, kinderlos und im Witwenstande. In ihrer Einsamkeit betete sie täglich zu Gott, er möge ihr doch offenbaren, wie sie ihren Reichtum zu seiner Ehre verwenden könne. Nach langem Warten wurde eines Nachts ihr Gebet erhört, und sie hatte einen wunderbaren Traum. Vor ihr stand ein Engel in einem schneeweißen Gewand und sprach zu ihr: „Reite am Morgen in den Wald und du wirst eine Lichtung und mitten darauf einen sonderlich gewachsenen Baum finden. Aus einem Stamm wachsen in Mannshöhe drei Tannen, schlank und von beträchtlicher Höhe heraus. Dort sollst du eine Kirche bauen.

Als sie erwachte, machte sie sich alsbald auf, um den Platz zu suchen. Nach langem Umherirren in den Wäldern erreichte sie einen hohen Berg und erblickte sogleich unten im Tal, unweit der Nagold, den Platz mit den drei Tannen. Freudig ritt sie ins Tal und hängte sogleich ihren kostbaren

Kloster Hirsau

Mantel zur Markierung an einer der drei Tannen auf. Dann ritt sie heim auf die Burg und bat ihren Verwandten, den Grafen zu Calw, ihr den Platz zum Bau einer Kirche zu überlassen.

Als die Kirche fertiggestellt und geweiht war, forderte der Engel sie wiederum auf, nun auch noch Leute zu sammeln, die bereit waren „ihr Leben der Ehre Gottes zu weihen" und sie solle diesen bei der Kirche ein Haus bauen. Dies tat sie und sie stattete die Brüder, die sich in der Hirschau bei der Kirche Aurelius gesammelt hatten mit Rechten und Freiheiten, sowie reichlich an Gütern aus.

DER RIESE IM NAGOLDTAL

Einst lebte im Nagoldtal ein gewaltiger Riese namens Erkinger. Zu Liebenzell ließ er sich einen starken Turm bauen. Um das Gemäuer besonders widerstandsfähig zu machen, mußten die Maurer zum anrühren des Mörtels statt Wasser den besten Wein verwenden. In dieser, so erstellten Burg, hauste der Riese fortan mit zwei Spießgesellen und hielt das ganze Tal in Furcht und Schrecken. Mit besonderer Vorliebe raubte er am Hochzeitstag die Bräute, schleppte sie auf die Burg und verschlang sie mit Haut und Haaren. Die Gebeine der Unglücklichen warf er vom Söller der Burg weit hinaus ins Tal, wo sie sich allmählich zu einem ansehlichen Hügel auftürmten.

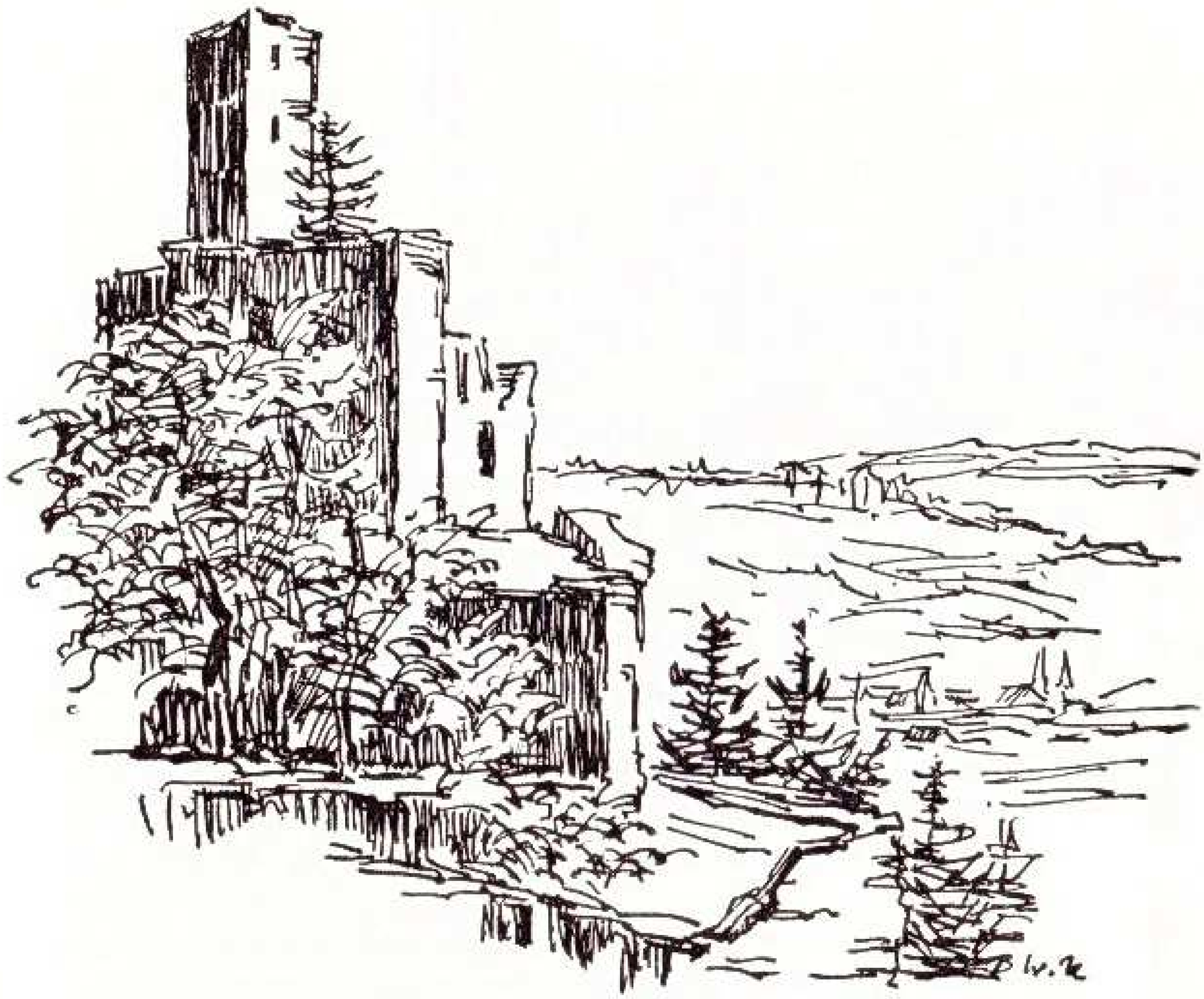
Dieser Hügel trägt heute noch, wie auch das kleine Dorf, das auf dieser Anhöhe liegt, den Namen „Beinberg".

Immer wieder beratschlagten die Talbewohner, wie sie des grausamen Riesen habhaft werden könnten. Niemand war dem vier Meter langen Unhold gewachsen, der Bäume im Wald entwurzelte, als wären es Kornhalme, und der mit einer furchtbaren Gewalt jeden niederschlug, der sich ihm stellte.

Der Riese war gegen jedes Geschoß durch ein dickes ledernes Wams geschützt, das anstatt blanker Knöpfe, starke eiserne Ringe trug. Unangreifbar saß er in seiner Burg und schleuderte von dort auf jeden Angreifer Steinkugeln, wie man sie heutzutage noch da und dort bei Liebenzell findet.

In ihrer Not baten endlich die Bewohner des Nagoldtales ihren Landesherren, den Markgrafen von Baden, um Hilfe. Dieser wiederum verbündete sich mit dem Pfalzgrafen Ruprecht. Beide zogen gemeinsam mit einem großen Heer vor die Burg des Riesen und schlossen ihn ein.

Während der Unhold sich hinter seinen Mauern sicher glaubte, ließ der Markgraf heimlich in der Nacht das Burgtor zumauern.



Burg Liebenzell

Als der Riese sah, daß es für ihn keine Rettung mehr gab, stürzte er sich schließlich vom höchsten Turm der Burg hinunter. Das Wams, die Hosenträger und einen Schuh des Toten bewahrte man noch lange Zeit zu Hirsau in einer Kapelle auf, die den Namen „Riesenkapelle" trug.

GRAF DIEBOLD VON CALW

Zur Zeit Kaiser Konrads hatte sich Graf Diebold von Calw, verblendet durch seine Macht und seinen Reichtum, gegen den Herrscher aufgelehnt und den Landfrieden gebrochen. Da er wohl wußte, daß auf solch einem Vergehen die Todesstrafe stand, verbarg er sich mit den Seinen vor des Kaisers Häschern in einer alten Mühle im Nagoldtal. Die ärmliche Behausung lag nahe bei dem Kloster Hirsau. Eine der Vorfahren des Grafen, Helezena Gräfin von Calw, hatte 645 dieses berühmte Heiligtum gestiftet. So glaubte der Graf gerade hier vor der Rache des Kaisers sicher zu sein.

Aber Gottes Wege sind nicht die unseren, und wer einem Unglück davonlaufen will, läuft ihm gewißlich gerade in die Arme. So sollte es geschehen, daß der Kaiser, der in den Wäldern Schwabens jagte, auf der Pirsch auch an jene Mühle kam, in der sich der Graf verborgen hielt. Hörnerruf und Hundegebell hatten diesen rechtzeitig gewarnt, daß er sich spornstreichs auf und davon machen konnte. Nur ungern allerdings, denn seine Gemahlin sah gerade ihrer schweren Stunde entgegen und schenkte im selben Augenblick einem kräftigen Knaben das Leben, als der Kaiser draußen vor der Hütte vom Pferd sprang. Noch ehe er durch die niedrige Tür trat, hörte er einen seltsamen Warnruf. „Dieses Kind da drinnen wird dein Tochtermann und Erbe!" Erstaunt blickte der Kaiser um sich. Er gewahrte aber niemanden, der also hätte rufen können. Als er ein zweites und drittes Mal die Prophezeihung vernahm, ward ihm gar seltsam zu Mute.

Trotzdem stieß er die Tür auf und war zutiefst erschrokken, als er in einer Ecke des Raumes die Gräfin von Calw gewahrte, die bleich auf ihren Kissen lag, das Neugeborene an der Brust. Nein, die soeben vernommene Prophezeihung durfte nicht in Erfüllung gehen, dachte der Kaiser. Wenn Gott ihm je eine Tochter schenken würde, dann sollte sie einen Königssohn ehelichen und nicht den Sohn seines

Widersachers. Er winkte einen seiner Jäger herbei und befahl ihm, das Kind der Mutter wegzunehmen und es im Walde zu töten. Um seinen grausamen Befehl schmackhafter zu machen, fügte er hinzu: „Wenn du mir des Knaben Herz bringst, schenke ich dir diese gefüllte Geldkatze."

Schweren Herzens machte sich der Jäger mit dem Neugeborenen auf den Weg zum Walde. Würde er es übers Herz bringen können, den Knaben, der ihn so anlächelte, zu töten? Während das Gute und das Böse noch in ihm stritten, sprang ein Hase durch das Dickicht. „Kommst mir gerade recht, Freund Langohr", meinte der Jäger. „Du sollst anstelle des Kindes dein Leben lassen und ich will dein Herz dem Kaiser vorweisen." Und schon hatte er das ängstlich zappelnde Tier gefangen und getötet. Dann eilte er zur Mühle zurück. Gänzlich verstört zeigte er dem Kaiser das blutende Herz und nahm dafür seinen Judaslohn entgegen.

Inzwischen lag der kleine Knabe still im grünen Moos. Ein Eichhörnchen ergötzte ihn mit seinen Sprüngen, der Beerenstrauch beschenkte ihn mit seinen süßen Früchten und ein Rotkehlchen sang ihn in Schlaf. So lag er da, vom Rauschen des Waldes eingewiegt, vom Winde geküßt, vom Tau getränkt und von den Sternenaugen droben am Himmel sorglich bewacht.

Da durchtönten wiederum Jagdhörner den Wald. Diesmal war es nicht der Kaiser, sondern der Schwabenherzog, der das Gehölz durchstreifte und von Gottes Fürsorge gerade zu der Stelle geleitet wurde, wo das Neugeborene lag. Sieh doch, meinte der Herzog, da fällt mir statt eines kapitalen Rehbocks ein strammer Junge als Jagdbeute zu. Es ist fürwahr, ob es so sein müsse, hat mir doch bislang mein Weib noch keinen Erben geschenkt, und mein Hab und Gut müßte wohl in fremde Hände kommen. Meinem Weib wird es wohl recht sein, wenn ich ihr dieses Kind in die Wiege lege! Gesagt, getan. Bald freute sich das ganze Schloß über den jungen Erben, der den Namen Heinrich trug und der rasch zu einem schmucken Jüngling heranwuchs, auf den man gar wohl stolz sein konnte.

Selbst dem Kaiser, der auf einer Reise durch Ravensburg kam und bei dem Schwabenherzog wohnte, gefiel der junge Heinrich gar wohl. Da entsann sich der Herrscher, daß die Herzog'sche so lange kinderlos gewesen war. Könnte es mit dem jungen Herzog nicht eine besondere Bewandtnis haben? Warum mußte er sich gerade jetzt an die Mühle im Nagoldtal erinnern, an die seltsame Prophezeihung, an den blutigen Befehl, den er damals seinem Jäger gegeben hatte?

Unvermittelt fragte er den Herzog, wie alt sein Sohn sei, „Siebzehn" kam es zurück. Siebzehn Jahre! Ja, es stimmte! Und waren die Herzogin und der Herzog nicht beide klein von Wuchs und dunkel von Haaren? Und der junge Mann, der da vor ihm stand, war hochgeschossen und blond, das Ebenbild des Grafen von Calw. Also hatte ihn damals der Jäger getäuscht. Der, den er aus der Welt schaffen wollte, lebte! Diesmal aber sollte ganze Arbeit geleistet werden.

Mit geheuchelter Liebenswürdigkeit sprach der Kaiser zum Herzog: „Fürwahr, ich könnte Euern Sohn beneiden. Ein prächtiger Bursche. Gebt ihn mir mit in mein Hoflager, oder noch besser, schickt ihn nach Aachen zur Kaiserin, dort kann er höfische Zucht lernen!" Ohne auf Einwände des Vaters einzugehen, fuhr er fort: „Gleich morgen soll Euer Sohn die Reise antreten und damit er an meinem Hof besonders gut aufgenommen wird, gebe ich ihm noch meine kaiserliche Empfehlung mit."

Und er schrieb auf ein Pergament an die Kaiserin „By Dime Leben gib deme Jungen den Tod!"

Mit diesem Uriasbrief, der federleicht war und doch so Schwerwiegendes barg, machte der Jüngling sich auf die Reise, getrieben von der Freude, an den Kaiserhof zu kommen und dort die Prinzessin zu sehen, deren Schönheit im ganzen Land gerühmt ward.

Allen Fährnissen zum Trotz langte er, rascher als vorgesehen, eines Nachts spät in Speyer an. Alle Herbergen waren bereits geschlossen. Da entsann er sich eines geistlichen Herrn, an den er empfohlen war und der ihn auch be-

reitwillig aufnahm. Vertrauensselig erzählte nun der junge Heinrich dem Priester von seinen Plänen und übergab ihm den wichtigen Brief zur Aufbewahrung. Was wohl in dem Briefe stand? Dem Pfarrherrn ließ es keine Ruhe. Er drehte das Pergament neugierig in seinen Händen und löste ganz vorsichtig das kaiserliche Siegel. Er erschrak nicht wenig, als er sah, daß der liebenswerte junge Mann sein eigenes Todesurteil an den Hof zu Aachen trug.

Nein das durfte nicht geschehen, da mußte er Schicksal spielen. Wozu hatte er es gelernt, mit Briefen umzugehen, sie zu öffnen und zu schließen und wozu gab es ein feines Messerchen, mit dem man den Text ändern konnte?

Alsbald mischte sich in das regelmäßige Auf und Ab der Atemzüge des schlafenden Gastes das feine Kratzen und Schaben des Messerchens, mit dem der Geistliche das „d" im Worte Tod ausradierte. Dafür fügte der Federkiel die Buchstaben „chter" an, so daß sich nun das bedrohliche Wort „Tod" in ein freundliches, nämlich „Tochter" verwandelte. Noch leichter war es, das Wörtlein „den" in „deine" umzuwandeln, so daß schließlich aus dem Todesurteil ein Empfehlungsschreiben ward, das also lautete: „By Dime Leben gib deme Jungen Dine Tochter!"

Mit diesem geänderten Brief erschien der Jüngling endlich am Hofe zu Aachen und bekam alsbald Gelegenheit, der Kaiserin das Schreiben zu überreichen. Er tat das mit einer so artigen Verbeugung, daß nicht nur die Kaiserin staunte, sondern auch die neben ihr sitzende Prinzessin hold errötete. Noch größer war das Erstaunen der hohen Frau, als sie den Brief las. Ihm, dem Fremden, die Tochter geben, die für einen Königssohn vorbehalten gewesen war? Was war ihrem Gemahl, dem Kaiser, angekommen? Aber einem kaiserlichen Befehl durfte man nicht widersprechen. Und dann war ja der junge Mann wahrlich kein schlechter Eidam. So geschah es, daß alsbald am Kaiserhof eine prunkvolle Hochzeit gefeiert wurde.

Der Kaiser, als er in fremden Landen von der Vermählung seiner Tochter erfuhr, brauste auf. Wurde er denn nicht mehr in einer so wichtigen Sache gefragt? Und als

Graf Diebold von Calw

ihm noch gesagt wurde, wer sein Eidam sei, loderte sein Zorn erst recht empor. Schließlich blieb ihm aber nichts anderes übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen. Ja, er wurde sogar ganz demütig und beschämt, mußte er doch erkennen, daß Gott selber ihn als Werkzeug benützt hatte, um das Böse, das er ersonnen, in Gutes zu verwandeln und so die Prophezeihung zu erfüllen.

Da wollte er denn Gnade vor Recht ergehen lassen. Der Graf von Calw durfte auf seine Güter zurückkehren und der Grafensohn, der auf so wunderbare Weise sein Schwiegersohn geworden war, sollte künftig Herzog von Alemanien sein.

ÄLLES LOT SE HEBA, BLOSS DE HIRSCH IN NAGOLD IT

Als so um die Jahrhundertwende die Kutschen und Pferde vom Auto verdrängt wurden, waren die Pferdeställe, die sich im Erdgeschoß der Schwarzwaldgasthäuser befanden, überflüssig geworden. Deshalb kam man bald auf den Gedanken, die Gaststuben, die bisher im Obergeschoß und etwas umständlich über eine Holztreppe zu erreichen waren, ins Erdgeschoß, also ebenerdig erreichbar, zu verlegen. Die Ställe waren aber zu niedrig für einen Gastraum. Tiefer graben konnte man nicht, weil darunter die Kellergewölbe lagen.

Pfiffig, wie die Schwarzwälder notgedrungener Weise nun einmal sind, kamen sie auf die Idee, das Haus über der Stallmauer zu heben. Dies war möglich, weil die Fachwerkbalken nicht nur verzapft, sondern zusätzlich verdollt waren. Mit „Hebgeschirren aus Holz" (im Kosakenkeller in der Spechtschmiede ist ein solches zu sehen) ging man an die Arbeit. 300 Stück waren erforderlich, um ein Haus zu heben. Die Firma Rukgaber in Altensteig hob in kurzer Zeit drei Gasthäuser um etwa einen Meter, mauerte die Grundmauern höher und löste so das Problem. Eine Apotheke wurde sogar gehoben und zwei Meter zur Seite auf vorbereitete Mauern gesetzt.

Da alles so sicher war und klappte, wurden die Leute übermütig und sagten, sie würden den Hirsch in Nagold „lupfa", während im Gasthaus eine Hochzeit gefeiert werden könne. Dies geschah auch. Während die Zimmerleut unten mit ihren Winden „hoben", hoben die Gäste oben auch, aber ihr Kirschwässerle. Die Stimmung hob sich, je mehr das Haus gehoben wurde. Als man die notwendige Höhe erreicht hatte, waren die Hochzeitsgäste so übermütig geworden, daß sie nur noch außenherum tanzten, wobei das Haus ins Schwanken geriet und krachend einstürzte. Sechzig Tote barg man aus den Trümmern. Seitdem gibt es im Nagoldtal den Spottvers: „Älles lot se heba, bloß de Hirsch in Nagold it!"

BRAUCHTUM IM SCHWARZWALD

In den abgelegenen Tälern des Schwarzwaldes sind noch viele alte Sitten und Regeln, die nachweislich auf religiöses Brauchtum vorchristlicher Zeit zurückzuführen sind, erhalten. Allenthalben bekannt und auch am weitesten verbreitet ist die „Alemannische Fastnacht". Lassen Sie mich darüber kurz berichten:

»Die einzelnen Figuren sind meist Ausdruck einer besonderen, weit zurückliegenden Begebenheit oder besonderer Charakter einer Gegend. Sie symbolisieren Überirdisches, Dämonisches, für den Menschen nicht Erfaßbares. Aber es sind von Menschen geschaffene Figuren, die durch ihr Äußeres, kunstvoll geschnitzte, schrecklich aussehende Larven und Gewänder und ihr rhytmisches Gehabe (Narrensprung), die Dämonen, das Böse vertreiben sollen.

Die Juchzer der Narren, ihr Tanzen und Jubilieren zeigen deutlich, daß man bereits den Sieg des Lichts über die Dunkelheit, des Guten über das Böse, feiert. Der Winter ist vertrieben.

Am Ende des Überschwangs, des tollen Treibens, kommt an Aschermittwoch die Ernüchterung. Die Wolfacher Narren z. B. treffen sich an der Klagemauer. An vielen anderen Orten findet die „Geldbeutelwäsche" statt, die sicherlich auch angebracht ist, weil die sonst sc zurückhaltenden Schwarzwälder an der „Fasnet" tatsächlich über die Stränge schlagen. In den alten Reichsstätten, den Knotenpunkten alter Handelsstraßen, hat sich das uralte, im Volke tief verwurzelte und deshalb wohl auch nach der Christianisierung geduldete, heidnische Brauchtum bis heute erhalten.

Am bekanntesten sind: Die Offenburger Hexen, die das Feuer schüren und mit geschwungenem Besen und wehenden Röcken darüber springen und die vom Balkon des Rathauses herab den „Hexenfraß" (Orangen und Wurst) unter das Volk werfen. Der Gengenbacher „Spättlehansel" mit seiner Streckschere. Die „Bändeli- und Schneckenhüsli narro" aus Zell am Harmersbach. Die mit Stroh ausgestopften „Villinger Wuescht" und „Hansele". Der Rottweiler „Federe-

hannes". Die Bonndorfer „Pflummeschlucker". Der Freiburger „Fasnetrufer mit seiner Rätsch" Im bunten Gewand.«

All diese kunstvoll aus Holz geschnitzten Larven und Masken und das ganze Fasnethäs vererbt sich von Generation zu Generation. Es sind wertvolle, liebevoll gepflegte Erbstücke, teils mehr als 300 Jahre alt!

VOM PELZMÄRTE

Vom Pelzmärte, der auch in diesem Jahr, an „Heilig Abend" wieder seine Runde gemacht hat, habe ich in „Land und Leute" bereits berichtet. Der jungen Generation, die die Arbeit nicht scheut und diesen alten Brauch welter pflegt, sei an dieser Stelle Dank und Anerkennung gezollt. Es sei auch gesagt, daß die Feriengäste, die sich gerade zur Weihnachtszeit in Bad Herrenalb aufhalten, die Möglichkeit haben, bei vorheriger Absprache, den Pelzmärte persönlich kennenzulernen.

Aus ungedroschenem Stroh flechten die Mädel und Jungen einen etwa 200 Meter langen Zopf. Am „Heilig Abend" beginnen sie schon morgens früh einen Burschen, bei den Füßen beginnend mit dem Strohzopf zu umwickeln. Dabei muß jede Windung an der Vorherigen festgenäht werden. In mühevoller Kleinarbeit entsteht ein furchterregender Strohmann mit Hörnern und Schwanz, rasselnden Ketten und Schellen, der mit dem Christkindle und seiner Mannschaft am Heilig Abend, der Weihenacht (Wintersonnwende) in die Häuser kommt, einen fürchterlichen Krach macht, Alt und Jung ermahnt, künftig bräver zu sein, wobei er bei besonders hartnäckigen Fällen mit der Birkenrute kräftig nachhilft. Zum Abschied läßt der Pelzmärte für alle Fälle und für den „Hausgebrauch" eine kräftige Rute da, die am hölzernen „Blaffo" (Decke) mitten in der Stube an einem Haken das ganze Jahr aufbewahrt wird.

Der Pelzmärte

DAS HISGIIRLAUFEN

Im Südschwarzwald, in der Gegend von Badenweiler, gibt es auch einen alten Brauch, der einen Strohmann als Symbolfigur hat. Es ist der „Hisgiir". Er hat auch einen Schwanz, wie der Pelzmärte, aber keine Hörner. Dafür trägt er einen Zylinder und statt der Rute trägt er ein Schwert. Das Gesicht ist von einem Schleier verdeckt, er trägt einen breiten Gurt mit Schulterriemen, besetzt mit vielen Schellen. Er zieht mit seinem Gefolge durch den Ort und hat die Aufgabe, den Winter zu vertreiben und endlich den Frühling zu wecken. Die den Hisgiir begleitende Bubenschar singt „Heischelieder" (Bettellieder):

Ai, sei der Winter noch so chald (kalt)
Drei Rösli schtöön im griene Wald.
Der Hisgiir isch kai völliger Narr.
Er möcht gärn Aier (Eier)
un Angke (Butter) ha...

DAS PFINGSTDRECKSPIEL

In alten Zeiten wurden die Wälder des Schwarzwaldes mit seinen ausgedehnten Wiesen und Matten noch weitgehend als Viehweide genutzt. Jedes Dorf hatte seine Hirten. Schweine, Ziegen, Schafe und Rinder wurden in großen Herden jahraus jahrein auf die Waldweide getrieben. (Sage von den Ettlinger Ratsherren, Mummelsee und Wildsee). In vielen Schwarzwaldgemeinden steht heute noch in Erinnerung an jene Zeit der Hirten, der Hirtenbrunnen. Ein solches Prachtstück findet man auch in Loffenau und ich möchte nicht versäumen, dem Leser zu empfehlen, die gewichtige Mahnung, die im Sockel eingemeißelt ist, zu lesen.

Aus jener Hirtenzeit stammen noch einige alte Bräuche, die noch nicht in Vergessenheit geraten sind. So ziehen heute noch in der Ortenau die Buben, in Erinnerung an das „Pfingstdreckspiel" der Hirtenbuben als Generalissimus, Hauptmann, Fähnrich, Korporal, Soldat und „Hemdschisser" von Haus zu Haus und sammeln ihre Gaben ein.

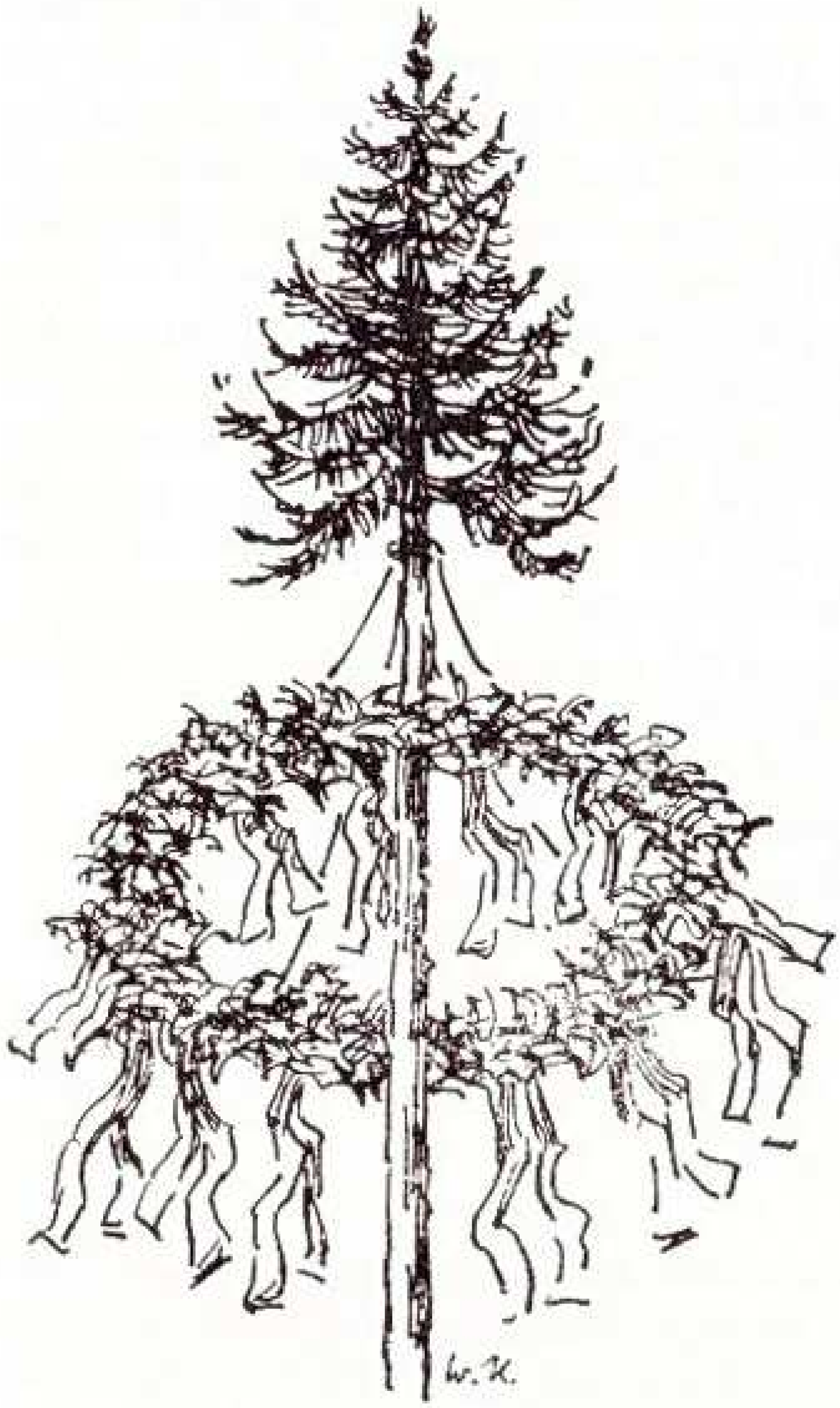
In Varnhalt (Farnhalde), dem bekannten Weinort am Westhang des Schwarzwaldes, geht ein Mann unter einem Fuder Farn wie ein wandelnder Zuckerhut durch die Straßen. Vorne hat er eine kleine Lucke. An den Haustüren spricht er seinen Vers:

Pfingstochs bin ich genannt
Varnhalt ist mein Vaterland.
Wer mir etwas gibt
mit dem tanze ich.
Wenn mir nichts gibst,
tret ich von der Tür zurück.

DAS MAIENSETZEN

In allen Schwarzwalddörfern errichten die Jungen und Mädel am ersten Mai einen Maibaum. Eine schlanke Tanne wird aufgerichtet, im Gegensatz zum Christbaum wird der Stamm glatt geschält und nur die Spitze bleibt grün. Darunter hängt der Maienkranz mit seinen bunten Bändern, die lustig im Winde flattern. Nach getaner Arbeit, wenn der Maibaum steht, brechen alle gemeinsam zur „Maientour" in die Berge auf. Unterwegs wird eingekehrt, es wird gesungen und getanzt, und kaum eine Gruppe kehrt vor Morgengrauen heim ins Dorf.

Dort haben in der Nacht die Burschen, die ein Mädchen besonders ins Herz geschlossen haben, diesem einen „Maibaum gesteckt". Überm Kammerfenster oder hoch oben am Hausgiebel steckt für alle sichtbar ein grüner Maien mit bunten Bändern. Manchmal muß man neidlos zugestehen,



Maienbaum

daß die Liebe schon groß sein muß, wenn man sieht, welche halsbrecherische Kletterei erforderlich gewesen sein muß, um den Maien anzubringen.

Wenn man jemand eine Schand antun will, gibt man sich weniger Mühe. Man steckt einen „dürren Maien" (ohne Nadeln) mit Blechbüchsen behängt, die im Wind klappern.

RUPELZ UND DER KLAUSENPICKER

In Steinach im Kinzigtal hat sich am Nikolaustag ein alter Brauch erhalten. Rupelz (Knecht Ruprecht) erscheint mit seinem Gefolge. Er selbst trägt einen struppigen Fellmantel, das Gesicht ist durch einen überzogenen Strumpf unkenntlich gemacht. Eine Fellmütze mit zwei Fuchsschwänzen, die seitlich herunterbaumeln, dient als Kopfbedeckung. Der Mantel wird durch einen Riemen zusammengehalten, in den auch Seegras und Schilf gesteckt sind. In den Händen hat er Kette und Rute. In seiner Begleitung befinden sich zwei Nikoläuse, die in einem Rückkorb Ruten mit sich tragen, wovon in jedem Haus eine zurückgelassen wird. Sie sind weiß gekleidet und tragen als Kopfbedeckung eine Bischofsmütze. Der wallende Bart und ein Bischofsstab sind Zeichen ihrer Würde. Als weiterer Begleiter befindet sich in der Gruppe der „Klausenpicker". Dies ist ein Mann mit Stiefeln, weißen Hosen und einem weißen Umhang. Der Kopf steckt in einer Maske mit Eselsohren, aufgemalten Augen, Nase und Gebiß. Das Kinn ist lang und spitz wie ein langer Schnabel.

Rupelz dürfte der anderwärts als „Knecht Ruprecht" auftretende, aus dem heidnischen Götterglauben stammende „wilde Jäger Wotan" sein. Sein Begleiter, der „Klausenpicker" dürfte in anderen Gegenden der Esel sein, der in der Gruppe mitgeführt wird. (Zwei Männer stellen den Esel dar, indem der Vordere einen Eselskopf überstülpt, der Hintermann beugt sich vor und legt die Hände auf des anderen Schulter. Über das Ganze wird ein bis zum Boden reichendes Tuch gehängt.)

Das Auftreten vollzieht sich in derselben Weise wie beim Pelzmärte. Sehr interessant Ist, daß die Figuren sowohl des heidnischen als auch des christlichen Brauchtums in einer Gruppe zusammen sind.

Dort wo seit Jahrhunderten die sagenumwobene Plotzsägmühle steht, wo das Wasser der Alb über den Wasserfall von Stein zu Stein springt, war viele weitere Jahrhunderte zuvor eine „Klause", von welcher heute noch der Gewanname erhalten ist. Dort trafen sich die Undinen, die Heiligpriesterinnen, die noch lange in den Gewölben der „Teufelskammern" wohnten und die „weisen Männer" die Götterhain und Gestirnsbeobachtungsstelle auf der „Teufelsmühle" betreut hatten. Sie wußten über die Geheimnisse der Natur, den Lauf der Sterne und die Zusammenhänge des Lebens Bescheid. Sie pflegten noch viele Jahrhunderte den Götterhain am Ziusberg, der heute noch erkennbar ist. Unerkannt gaben sie das alte Brauchtum weiter und nur so konnte sich der „Pelzmärte" eine Symbolfigur, vorchristlichen Brauchtums und vieles andere bis auf den heutigen Tag erhalten, was vielen Uneingeweihten sicherlich verwunderlich erscheint!

Da ich ein Buch speziell nur über die Plotzsägmühle herausbringen werde, will ich mir die Sagen, Geschichten und Erlebnisse dafür aufsparen.